Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 48 **Marburg i. H., den 25. November** **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt. Wie die Kinder — Die providentielle Bedeutung der „Streichung" Jesu aus der Weltgeschichte — Die Preußische Generalsynode — Die Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst und ihre Beurteilung. Zweites Stück — Für Weihnachten: Unser Glaube (Esenwein u. A.); Morgenstunden (Peabody); Kirchliches Jahrbuch (Schneider); Die Religion in Geschichte und Gegenwart (Schieles Lexikon); Weihnachtsfeier (Andrae); Weihnachtsgespräch (Bruns); Weihnachtskrippenspiel (Degen); Weihnachtsfestspiele (Kumm); Volksweihnachtslieder (Winter); Das fröhliche Buch (Avenarius); Aus klaren Quellen (Gros, Bartels, Klaiber); Cottasche Handbibliothek (Auerbach, Riehl); Der getreue Kleist (Schreckenbach); Gute Nacht (Liliencron); Von solchen, die zur Seite stehen (Müllenhoff); Aus des Tannenwalds Kinderstube (Reinheimer); Ludwig Richters Volkskunst (Budde); Der Buchwart — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Wie die Kinder

Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Matth. 18, 3.

Advent ist da, der erste der vier heilig-trauten Boten, die des Herrn Ankunft melden. Wer möchte heute nicht umkehren und werden wie die Kinder! Der erste Advent: in trüber dunkler Zeit das erste holde Lichtlein, ein heimlich süßer Hinweis auf den strahlenden Lichterbaum des hohen Festes. Der erste Advent: Tag der ersten kleinen verstohlenen Gabe, die auf eine kommende große Freude deutet. Der erste Advent: Tag der ersten sehnenden innigen Lieder, ein Anstimmen und Vorsingen seliger Jubelmelodien, die bald im vollen Chore klingen sollen.

Adventszeit: draußen ist es trübe und dunkel, neblig, naß und kalt. Draußen ist es häßlich und öde, heute mehr noch als am Allerseelentage oder als am Totenfest. Aber heute kann die Einsamkeit und Dunkelheit da draußen uns nicht mehr bedrücken. Wie traut und innig sitzen wir im warmen Heim; wie süß und wie verheißungsvoll leuchtet uns das erste Licht der Weihnacht; wie heben frohe Kinderlieder unser Herz in eine höhere Welt!

Adventszeit: als wir Kinder waren, da war dies die Zeit der frohen Erwartung, da war es die Zeit, wo wir Wunder zu schauen meinten. Nicht bloß Wunder von Eltern-Liebe und -Güte, auch Wunder göttlicher Liebe und Güte ahnte träumend das Kinderherz. Wohl war es ein Spiel der dichtenden Phantasie, aber dies Spiel war dem Kinde wert und wahr: das Kindergemüt sah den Himmel offen und die Engel Gottes auf und niedersteigen.

Nun sind wir groß und alt, klug und nüchtern geworden. Was sollen wir zu diesen Kinderträumen sagen? Sollen wir gegen sie des Apostels Wort ins Feld führen: „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind . . ., da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war"?

O nicht doch! Nein, hierher gehört des Meisters Wort: „Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen." Haben wir nicht oft ahnend empfunden, welche tiefe Wahrheit in diesem Worte liegt, ohne daß wir wußten, sie recht auf uns anzuwenden? Jetzt ist es Zeit, dieses einfältig-großen Wortes zu gedenken. Ja, Herr, wir möchten wieder werden wie die Kinder: einfältig, ohne Zweifeln und Grübeln, mit warmem offenem Herzen, in Freude und Dank auf Deine Wunder wartend. Wir möchten wieder werden wie die Kinder: in der großen, öden, dunklen, toten Welt möchten wir ein warmes, helles, trautes Heimathaus uns schenken lassen!

Mag die Form zerbrechen, in der wir einst träumend dichteten, die Sache soll uns nur um so wichtiger und gewisser werden: die große Wirklichkeit des Gottesglaubens durch Jesu Kraft in unsern Herzen aufgebaut. H S

Die providentielle Bedeutung der „Streichung" Jesu aus der Weltgeschichte

Es handelt sich zwar nicht um eine wirkliche Streichung. Denn er läßt sich wohl einklammern, aber nicht streichen. Allein die ernsthafte, immer wiederholte Problematisierung seiner geschichtlichen Erscheinung kommt in manchem Einzelbewußtsein einer zeitweiligen Streichung gleich. Mit ihr zu rechnen lohnt sich sehr.

Nicht in einer gelinden Verzweiflung, sondern mit der fröhlichen Zuversicht, die des Christen rätselhafte und gänzlich irrationale Pflicht ist. „Freuet euch allerwege — saget Dank allezeit für Alles!" Der höchst obstinate Wille zur Freude, der in den ersten Christen ausbrach, ist noch heute eine gute Wehr und Waffe. Der Mensch, dem in dem greulichen Wirrwarr des Geschehens und Geschreies der Gott begegnet ist, welcher den inneren Tatbestand des Neuen Testaments emporgetrieben hat, — dieser so von innen her erhellte Mensch sieht in das drohende und zerfließende und spritzende Chaos der Gedankenmassen und freut sich. Nicht über das Chaos, sondern auf das, was daraus kommt.

Denn nicht voraussetzungslos blickt er dahinein, sondern sehr stark voreingenommen. Er hat vor die ganze noch so wilde Musik, die noch folgen mag, Röm. 8, 28 als Vorzeichen gesetzt; all diese Dinge müssen dienen. Auch wenn sie sich noch so ungestüm, giftig und gefährlich geberden — es hilft ihnen Alles nicht: sie müssen dienen, „zusammenwirken zum Guten."

Wie sie das machen, ist glücklicherweise nicht unsre Sache. Aber es ist durch eine herrliche, verborgene „präftabilierte Harmonie" im All dafür gesorgt, daß es geschieht. Und manchmal darf der zuschauende Mensch ein wenig ahnen, wie es wohl gehen mag.

So mit der „Streichung". War sie nicht halbwegs zu erwarten? Es war ja nur das B, nachdem das A gesagt war. War es nicht „der Vater", der zuerst gestrichen wurde mit der schwarzen Tinte der Immanenz? „Die Welt ist sich genug!"

Da rückte der Ton auf den „Sohn". Aller Augen wandten sich auf ihn. „Christozentrisch!" wurde die Parole. Der heilige

individuelle Geschichtsverlauf wurde „die Stätte der Gewißheit." Und nun machen peinliche Erdstöße diese Stelle zum Tanzboden greller Ungewißheiten!

Schon längst hatten Einzelne die Frage aufgeworfen: Wo bleibt in eurem Gedankenbau „der heilige Geist"? Das war vielleicht nur schematisch gedacht, dogmatisch gemeint, pedantisch gesagt, — und wurde standhaft überhört. Aber wenn der Weg der Religionsgeschichte der Weg der Verinnerlichung des Lebens ist und der Weg der Weltbewegung die Vergeistigung aller Dinge ist, so darf man wohl ahnen, daß der Ton weiterrücken soll zu dem bekannten und doch wohl noch nicht ganz erkannten Worte: „Der Herr ist der Geist!" (2. Kor. 3, 17.)

Lassen wir uns diesen neuen Zeitlauf gern gefallen, — wir haben ihn nicht selbst gemacht, und er birgt sicher Herrliches in seinem Schoße. Aber grade aus der Erfahrung, daß der Herr der Geist ist, und aus der Gewißheit, daß solcher persönlicher und persönlichmachender Geist im geschichtlichen Einzelmenschen seine Daseinsbedingung hat und von jeher hatte, wird der Blick gereinigt zurückkehren zu dem Heiland der Geschichte und von da zu dem ewigen Vater, dem Vater der Geister.

*

Aber daß wir nur nicht zu leicht darüberhingehen. In den Leugnungen der Geschichtlichkeit Jesu liegt ein unverkennbares Crescendo. Ob diese „Streichungen" von offenkundigen Dilettanten kommen, die nicht sine ira et studio (d. h. ohne Leidenschaft und Tendenz), sondern cum ira mit heftigem Zorn, und cum studio, mit deutlicher Absicht zu Werke gehen, — oder ob sie von eigentlichen Fachgelehrten kommen, danach fragen die Leute nicht. Sie sehen nur, daß hinter die Verkündigung von Jesus Christus ein großes Fragezeichen gesetzt ist, und nehmen vielleicht schweigend davon Kenntnis, daß die eigentlich Berufenen nichts dazu sagen — wenigstens vor der breiten Oeffentlichkeit nicht. Denn was in den engeren Fachkreisen gesagt und geschrieben wird, das ist für die Draußenstehenden nicht vorhanden.

Es ist eine groteske und für Viele geradezu verwirrende Situation, zwischen der täglichen oder auch nur sonntäglichen Verkündigung von Jesus Christus und der Behauptung zu stehen, er habe nie gelebt. Daß diese Leugnung nur von ganz Wenigen erhoben wird, ändert an der Lage nichts. Ihr schriller Ton, ihre Ungeheuerlichkeit braucht keine Zahlen. Und das Ergebnis ist nicht eine klare Erkenntnis, sondern die dumpfe Stimmung, daß die Verkündigung von Jesus Christus möglicherweise wurzellos und darum sinnlos und unhaltbar geworden sei.

*

Die Situation mag so unklar, so unbegründet sein, wie sie will — Tatsache ist sie. Tatsachen aber sind dazu da, um irgend eine Klarheit zu schaffen. In dem gegenwärtigen Streit handelt es sich um den Jesus der Geschichte. Ist dieser wirklich der Gegenstand unsrer Verkündigung?

Es ist schon hie und da gefragt worden, ob nicht der geschichtliche Christus, so wie er vor allem im letzten Menschenalter im Vordergrunde stand, eine Spezialität unserer besonders mit historischen Fragen beschäftigten Zeit sei. Die Geschichte selbst zeigt, daß in den besonders lebendigen Zeiten der christlichen Vergangenheit und bei den wirksamsten Vertretern der christlichen Frömmigkeit der lebendige Christus der Gegenstand der Verkündigung war. Von den Briefen des Neuen Testaments an; sie reden von dem „Lebendigen". Die drei ersten Evangelien sind Illustrationen des „Lebendigen". Im Johannes-Evangelium, das für Viele — es sei nur an Luther, Schleiermacher und Fichte erinnert — das „eigentliche rechte Hauptevangelium" war und ist, redet sogar ganz offenkundig nur der „Lebendige" durch das Organ seines Evangelisten, unbekümmert um geschichtliche Treue der Rede und Situation.

Das Wort von dem „lebendigen Christus" — gestern und heute und in Ewigkeit — ist auch unter uns nicht erloschen. An jedem Osterfeste feiert es Auferstehung. Aber eigentlich ist Ostern nicht dazu da, damit das bloße Wort „der Lebendige" für die Feiertage aufersteht, um nachher samt der österlichen Altarbekleidung wieder in Leintücher gewickelt zur Seite gelegt zu werden. So ist es aber doch in der Tat, und zwar bei Orthodoxen und Liberalen und denen in der Mitte, und bei Christen auf der Kanzel und unter der Kanzel. Es ist hier kein Unterschied: die Isolierung der Osterverkündigung ist allgemein. Wer sich davon ausnehmen darf, mag sich ausnehmen.

Aber hierin kommt nun doch wohl etwas wie Vorsehung zu Tage bei der versuchten Streichung Jesu aus der Weltgeschichte. Denn wenn kein Haar von unserm Haupte fällt ohne Gottes Willen, dann fällt auch keine Ansicht, Methode, Gewohnheit ohne ihn. Es ist, als ob der oberste Regent seine Verkünder zusammenkommen ließe und sie recht eindringlich fragte: Wie steht es mit eurer Osterpredigt? — ist sie ernst zu nehmen für das ganze Jahr, oder gilt sie nur für die Osterfesttage von 10—11 Uhr Vormittags und 6 Uhr Abends?

Es wird der heutigen Christenheit sicherlich gut tun, darüber nachzudenken, und sie wird später einmal, vielleicht schon bald, den unbewußten Werkzeugen Gottes danken, die wie Hindernisse aussehen und doch Förderungen waren.

*

Wenn nur das Wort „der lebendige Christus" nicht gar so unwissenschaftlich klänge! So seufzt vielleicht im Stillen mancher Akademiker, und denkt an das strenge Haus, in dem er wohnt, und an die Genossen der Arbeit auf andern Gebieten und die Schwierigkeiten der gesamten wissenschaftlichen Atmosphäre.

Aber die Situation war fast genau so schon einmal da: um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie kehrt nur verstärkt und dringlicher wieder. Damals hat ein Heidelberger Professor die Behauptung von der Erdichtung der Gestalt Jesu mit gründlichem Ernst durchdacht und seinen Standort klar und bestimmt auf dem Boden des deutschen Idealismus genommen, dessen Wiedergeburt wir in unsern Tagen erhoffen und ersehnen. Grade darum lohnt es sich, diesem Manne in unsern Tagen zum Wort zu verhelfen. Er wußte, was intellektuelle Redlichkeit und was echter Christenglaube ist. Er verdient unser volles Vertrauen. Er heißt Richard Rothe.

*

Im Jahre 1845 sagte er seinen Hörern gerade heraus, daß er einen Glauben an den bloß geschichtlichen Christus überhaupt für unmöglich halte. Wenigstens komme der aus den Widersprüchen nicht heraus. Darum betonte er scharf, „daß, wenn man diesen Christus nicht überhaupt ganz ignoriert und aus der Geschichte ausstreicht, wenn man überhaupt noch in irgend einem Sinne ihn gelten lassen und an ihn glauben will, man schlechterdings auch ihn als den lebendigen gelten lassen . . . muß."

Auch er verweist auf die apostolische und nachapostolische Literatur und sagt dann:

> Die Reformation hat darin . . . nichts geändert; sie hat gerade im Gegenteil den Glauben an den lebendigen Christus, den die Kirche zwar noch immer bekannte, der aber in sich dem Ersterben nahe war, wieder zu neuem, frischem Leben angefacht. Es ist deshalb eine Täuschung, wenn wir uns mit unserm Glauben an den bloß geschichtlichen Christus noch in ununterbrochenem Zusammenhange mit dem uranfänglichen christlichen Glauben, mit dem Glauben der christlichen Vergangenheit . . . zu befinden meinen. Nein, unser Christentum, wenn es keinen andern Christus hat, als diesen bloß geschichtlichen, ist etwas wesentlich Andres, als was man seit beinahe zwei Jahrtausenden Christentum genannt hat.

Dazu wirft er die Frage auf, „ob die so hervorstechende Frische, Innigkeit und Wärme, welche die Frömmigkeit der ersten Christenheit auszeichnete, zumal der Frömmigkeit unserer jetzigen Christen gegenüber, nicht vielleicht grade eben darin ihren Grund hatte, daß jene alten Christen von gar keinem andern Christus wußten, als von dem lebendigen."

Denn um die Stellungnahme zu dem Faktum Jesus Christus handelt es sich, und eine Tatsache ist sein geistiges Bild auch für die, die ihm die geschichtlichen Wurzeln abzugraben suchen. Und zwar handelt es sich innerhalb der Christenheit oder der christlichen Gemeinde um ein religiöses Verhältnis zu ihm. Darin liegt, daß man schlechterdings an ihm hinaufsieht. Rothe sagt dazu:

In solchem Sinne kann uns ... der bloß geschichtliche Christus nicht groß sein. Er ist uns ein Verstorbener, und als solcher, so hoch wir ihn auch stellen mögen, so viel er auch der Welt gewesen sein mag, für uns nicht mehr da. Was aber für uns nicht da ist, davor können wir uns auch nicht mit vollster Seele beugen. ... Er ist uns eine über den Schauplatz der Geschichte dahingegangene Person; immerhin zwar eine vor allen übrigen hervorragende, aber doch nur an ihrem bestimmten Ort und in ihrer bestimmten Zeit. Wie groß und nachhaltig auch die Wirksamkeit dieses Christus auf Erden sein mag, sie ist doch immer nur eine beschränkte, wie die aller Uebrigen, und je weiter sie sich fortsetzt, desto mehr wird sie eine lediglich mittelbare. Ja, wenn er auch zu seiner Zeit alle Andern weit überstrahlte, und vielleicht auch noch Jahrhunderte und Jahrtausende nachher: wird dies denn auch für immer so bleiben? Denn wenn doch eben in der christlichen Welt das geistige Leben sich immer höher entwickelt, wie soll denn nicht zuletzt die Menschheit ihn überflügeln und sich über den Standpunkt seines Geistes erheben, wenngleich freilich nur auf dem von ihm gelegten Grund? Und ist dieser Zeitpunkt nicht vielleicht schon gekommen? Stehen nicht vielleicht wir selbst schon über Christus, wenigstens in einzelnen Beziehungen, etwa mit unserm Wissen, mit unsrer geistigen Bildung? ... Wir werden ... unvermeidlich auf [solche Gedanken] geführt, sobald uns Christus der bloß geschichtliche ist.

Zu der rechten Geborgenheit des Christen rechnet er darum die Gewißheit, „daß sein Christus ... noch immer auch dem Kreise dieses irdischen Daseins als in ihm wirksame Kraft angehört." Mit großer Entschiedenheit betont er, daß es nicht darauf ankomme, in irgend einem Sinne an Christus zu glauben, sondern an den Lebendigen. Aber es ist charakteristisch für Rothe, daß er gleich hinzusetzt: „wir wollen auf diesem Punkte bestehen, um im Uebrigen desto weitherziger sein zu können." Den Unterschied zwischen dem Glauben an den lebendigen Christus und dem an den bloß geschichtlichen erklärt er jedoch für den „einzigen von unbedingter Wichtigkeit."

*

Aber Rothe kannte recht wohl die Bedenken, die sich gegen diese ganze Stellung schon damals erhoben. Er fragt, ob denn ein solcher Glaube für uns, in unsern jetzigen Verhältnissen überhaupt noch erschwinglich sei; ob er nicht „für alle diejenigen eine Unmöglichkeit sei, welche an der geistigen Bildung unserer Zeit Teil haben"? Er trifft mit dieser Frage ohne Weiteres auch die Bedenken unserer Zeit.

Auch heute und stärker noch denn je hält man es für „eine ausgemachte Unmöglichkeit, daß von unserm jetzigen geistigen Bewußtsein aus zu jenem Glauben ein Weg hinüberführe. Die Zeit dieses Glaubens ... sei unwiederbringlich vorüber." Diese Meinung hängt nach Rothe — und wir sehen daran wieder, wie nahe er unserer Zeit noch steht — „unverkennbar zusammen mit einem höchst erfreulichen Fortschritt, welchen die neuere Zeit in der Erkenntnis des Christentums gemacht hat":

Es ist uns ... allmählich die Einsicht in die menschliche und natürliche Seite an demselben und in die geschichtlichen Mittelglieder bei der Wirksamkeit des Erlösers immer klarer aufgegangen, es ist uns Christus nach seinem menschlichen Wesen immer näher getreten; aber in demselben Maße hat sich uns leider auch das Auge für das Uebernatürliche in seiner Person und seiner Wirksamkeit, eben für das, was wir seine Lebendigkeit genannt haben, verdunkelt.

*

Wie steht es aber nun mit der Unwiederbringlichkeit des Glaubens an den Lebendigen? Rothe nennt diese Meinung ein einfaches Vorurteil, von dem die Meisten nicht einmal mehr angeben könnten, wie sie dazu gelangt sind, und ruft seine Zeitgenossen, und wenn wir wollen, auch uns, zu einer einfachen Besinnung auf, zur Besinnung auf die idealistische Grundlage ihres Denkens, und bittet alle, die es ernst meinen, diese idealistischen Gedanken nur kräftig zu Ende zu denken. Denn „dies ist unser leidiger Fehler, daß wir mit den religiösen Wahrheiten ... beinahe immer auf halbem Wege stehen bleiben, selbst dann, wenn sie unsre höchsten Interessen betreffen."

Es ist im Grunde eine sehr einfache Frage, auf die es hinauskommt: Wie stehen wir zur Wirklichkeit des geistigen Lebens? Täuschen wir uns nicht: für die meisten Menschen — Gebildete und Ungebildete — ist das Geistige keine eigentliche Wirklichkeit, sondern Begleiterscheinung der sinnlichen Wirklichkeit; oder doch eine Wirklichkeit zweiter Ordnung, die nur von der Gnade der sinnlichen Welt und durch sie Bestand und Wirklichkeitscharakter hat. Diese Degradation des Geistigen, die ja im Grunde eine Selbstdegradierung des Menschen ist, wird vielleicht nicht allzuoft gradezu ausgesprochen, aber sie offenbart sich zuweilen in unmißverständlicher Weise, z. B. wenn etwas als „bloß" geistig bezeichnet wird. Dieses Wörtchen „bloß" ist in diesem Zusammenhange dem Bläschen gleich, das im Sumpfwasser perlend an die Oberfläche kommt und den breiten Gesamtzustand der Tiefe verrät. Dieses „Bloß" ist geradezu ein Kompendium einer Weltanschauung. Für Viele ist eben das Geistige wirklich nichts als ein sehr feiner Dunst; denn der alte griechische Materialismus, dem sich das Geistige aus den glattesten, rundesten, feinsten Atomen zusammensetzte, ist, wenn auch nicht in voller Klarheit, so doch in um so größerer Unklarheit, durchaus noch vertreten, und zwar gerade auch bei den „Gebildeten".

Das ist auch nicht zu verwundern. Erstens geht die idealistische Auffassung immer „wider den Schein"; sie hat beständig gegen den Augenschein zu kämpfen und sich durchzusetzen. Und zweitens bringen es sehr Viele überhaupt nicht fertig, das Geistige als Geistiges im Unterschied vom Körperlichen auch nur einmal rein zu denken; haben es auch nie versucht. Dazu kommt der beklagenswerte Rückfall des modernen Denkens in den vorkantischen Empirismus, an dem, wie Ferdinand Jakob Schmidt*) ausgeführt hat, durch ein merkwürdiges Spiel der Geschichte grade Friedrich Albert Lange, der Kritiker des Materialismus, viel Schuld trägt, indem er die Rückkehr zur reinen induktiven Methode und zur relativistischen Wahrscheinlichkeitslehre forderte und damit den Agnostizismus, das chronische Achselzucken einführte.

*

Doch zurück zu unsrer Frage. Sie wird mit aller Dringlichkeit gestellt: Wie steht es mit der Realität der übersinnlichen Welt? Ist sie nur eine matte Folgerung, zu der man sich gedrängt fühlt, weil die Sinnlichkeit an vielen Stellen über sich selbst hinausweist — oder ist sie die Wirklichkeit, die eigentliche, erste Wirklichkeit, die alles zusammenhält!

Wem die naturalistische Auffassung des Geisteslebens unmöglich und die Ueberzeugung von der selbständigen Wirklichkeit des Geistes eine innere Notwendigkeit geworden ist, der wird je länger, desto mehr, d. h. je gründlicher er der Frage der Wirklichkeit nachgeht, desto fester in der Gewißheit werden, daß „die geistige Welt allein die im vollen Sinne des Wortes wirkliche Welt" ist, weil sie unzerstörbar und unvergänglich ist, wie der Geist schlechthin unvergänglich ist. Immer klarer und deutlicher hebt sich aus den Nebeln die Ueberzeugung, daß „diese sichtbare, sinnliche Welt nur das Baugerüst für jene geistige ist, das wieder abgebrochen werden wird, wenn es seine Dienste getan haben wird bei ihrem Bau." So majestätisch und großartig die sinnenfällige Schöpfung sich vor uns ausbreiten mag, sie ist doch „nur ein dahineilender Schatten und Rauch gegenüber jener Welt des Geistes." Rothe fährt fort:

Und wenn die Herrlichkeit des Schöpfers schon in den Werken seiner Hand aus Staub und Asche uns so unausdenklich wunderbar anleuchtet, in welchem Glanze wird sie uns erst aus den reinen Geisterwelten entgegenstrahlen, in denen seine Schöpfung sich vollendet?

Es ist gut, wenn das Geschlecht von heute durch irgendwelche Notwendigkeiten wieder vor die Frage gestellt wird, ob ihr diese Welt des Geistes, diese geistigen Zusammenhänge, in denen wir unleugbar stehen, — Wirklichkeit ist, die Wirklichkeit, mit der wir selbst stehen und fallen, sofern wir Anspruch auf menschliche Würde erheben.

*

„Es gibt eine geistige Welt, und sie ist die wahre Welt" — das ist die eine These des Idealismus; und die andre ist nur eine Folge: es gibt auch eine geistige Menschheit, und sie ist die wahre Menschheit.

Wir denken gewöhnlich gerade umgekehrt. Geradeso, wie wir immer wieder unwillkürlich vorkopernikanisch denken. Aber

*) Zur Wiedergeburt des deutschen Idealismus S. 225 ff.

so wenig wir beim äußeren Weltbild das Umdenken ins Kopernikanische scheuen dürfen, so wenig dürfen wir es bei der Frage des Idealismus. Mag sein, daß der nächste Eindruck uns immer wieder einreden will, die eigentliche Menschheit seien wir, das heute lebende Geschlecht; die Pflicht der idealistischen Besinnung treibt uns immer von neuem zu dem Geständnis, daß wir es nicht sind. Geben wir wieder Rothe das Wort:

Wir paar gerade Lebenden, in allem unserem Elend und Jammer, wir wären die ganze, die eigentliche Menschheit? Und alle die edlen Früchte, die unser Geschlecht seit Jahrtausenden getragen hat, wären für dasselbe verloren gegangen und gehörten ihm nicht mehr zu? Nein, nein, wir können nicht umhin, wir müssen groß denken von der Menschheit; wir müssen sagen: Die wahre Menschheit ist die geistige in der Welt des Geistes! ... Die geistige übersinnliche Welt lebt wirklich ... Sie lebt, d. h. sie wirkt; denn nur Wirken ist Leben. Und sie kann wirken, nach außen, in allen ihren Einzelwesen; denn der vollendete geistige Mensch hat Werkzeuge. Die sinnlichen Werkzeuge hat er freilich abgelegt, aber nicht die geistigen, die er sich ... erarbeitet hat. ... Es gibt wirklich geistige Lebensorgane, so gut wie sittliche, und jene allein sind die eigentlichen und wahren. Wir können nicht im Ernst, wenn wir uns nur einmal ruhig besinnen, dem armseligen Wahn huldigen, daß unsere Wirksamkeit mit dem Augenblicke aufhöre, da wir die sinnlichen Lebenswerkzeuge fallen lassen, — mit dem Augenblick also, da unser eigentliches Leben gerade erst anhebt. ... Die übersinnliche Welt ist nicht abgesperrt von uns, sie kann auf uns wirken und sie wirkt auf uns. Oder ist ... etwa unsere Sinnlichkeit, die für uns eine Schranke bildet, die uns den Zutritt zur übersinnlichen Welt verschließt, auch für diese eine von ihr uns abscheidende Schranke? Eben weil die himmlische Menschheit eine geistige ist, wirkt sie unbeschränkt auf uns. Törichter Wahn, der da meint, die sinnlichen Wesen hätten allein die Macht zu wirken, die rein geistigen seien ohnmächtig! Ich wiederhole es zuversichtlich, die vollendete geistige Menschheit wirkt auf uns, — nicht bloß auf unsere Außenwelt, auch auf uns selbst, auf unsere Geister. Oder meint ihr im Ernst, der Geist könne den Geist nicht wirklich berühren, die Geister könnten nicht wirklich aufeinander wirken?

*

Es versteht sich bei Richard Rothe von selbst, daß er mit all solchen Ausführungen niemanden blenden oder überrumpeln will. Bei ihm strömt das alles aus einer starken, in sich gefestigten idealistischen Ueberzeugung, mit der der ganze Mann lebt. Er wußte wohl, „wie viel man ... bei dem besten Willen verderben kann durch den verunglückten Versuch, eine so heilige Ueberzeugung Andern nahezubringen." Aber fragen wir uns doch nun, ob wirklich diese Gedankengänge unserm heutigen Denken so fern liegen? Vielleicht ist es wirklich so, daß wir die Gedanken nur nicht zu Ende gedacht haben! Was in aller Welt, und was in unsrer modernen Welt sollte uns wohl hindern, in dieser Richtung zu denken, als eben vielleicht wirklich eine Befangenheit, ein — modisches Vorurteil? Das hören wir nicht gern, gewiß nicht. Aber von einem so aufrichtigen und tief- und weitschauenden Manne wie Rothe dürfen wir es uns schon sagen lassen. Und es ist ein Gedanke, der nie untergehen darf, so gewiß unsre Gedankenwelt mit ihren bewußten Bewegungen stets zurückbleibt hinter der unfaßbaren Wirklichkeit und ihrer Irrationalität, — „daß in unsren gewissesten und heiligsten Ueberzeugungen weit mehr liegt, als wir anzunehmen pflegen."

Es ist nicht schwer zu sehen, wie von dieser Grundlegung aus nun der Weg weiter geht zu der Frage nach dem lebendigen Christus und seiner Wirklichkeit. Hat die Zerstörung seiner sinnlichen Natur seine Lebenseinheit mit Gott aufheben können? Hat sie seinen Zusammenhang mit der Menschheit lösen können? Und wenn er zu Gott gehört und zu der lebendigen geistigen Menschheit, hat dann sein Wirken aufgehört? Rothe kommt zu dem Schlusse:

So lange wir noch an unsre eigene gottverwandte ... Natur glauben, so lange dürfen und können, ja so lange müssen wir auch an den lebendigen Christus glauben.

Ist es wirklich eine so ausgemachte Unmöglichkeit, von unserm heutigen Bildungsstande aus einen Weg zur Wirklichkeit des lebendigen Christus zu finden? Oder können wir nur den Mut nicht finden, den großen klaren Gedanken des Idealismus von der alles überragenden Wirklichkeit des Geistes zu Ende zu denken!

*

Wir sind, wie es scheint, beim „dritten Artikel" angelangt. „Ich glaube an den Geist." Die Meisten glauben ganz offenbar nicht daran. Der Christ sagt: ich glaube an den heiligen Geist, den Christusgeist. Und an die geistige Menschheit, „die Gemeinschaft der Heiligen" — und „an ein ewiges Leben" und Wirken.

Aber diese Wirklichkeiten kommen zu uns aus der Geschichte, aus persönlicher Geschichte und werden an ihr lebendig.

*

Und wenn nun etwa die Wissenschaft erklären sollte, sie könne den Mann, nach dem wir uns Christen nennen, in der Menschengeschichte nicht finden, so ist im letzten Grunde daran nichts zu verwundern. Es wiederholt sich nur die Situation, die wir längst überstanden haben, die damals aber Manchem schrecklich schien. Nämlich als die Wissenschaft erklärte, sie könne beim besten Willen die Seele nicht finden. Man würde heute über den Anatomen lächeln, der uns das erst noch versichern wollte. Es wäre arg, wenn er sie bei der Anatomie finden könnte! Und die Psychologie, die Seelenwissenschaft, läßt die Seele auf sich beruhen, und — wir finden sogar das ganz in der Ordnung. Was hätte es nun für Schrecken, wenn die Historiker mit ihren Methoden, zumal wenn sie Analogieen und Genealogieen nicht mehr zu scheiden wissen, Einer nach dem Andern käme, um uns zu versichern, daß sie — die Seele des Christentums nicht finden können?

Diese ganze „wildgewordene Religionsgeschichte", die den geschichtlichen Jesus streicht, muß man erst einmal ausgaloppieren lassen, und dann muß man es mit ihr machen wie bei jedem durchgegangenen Gaul: er muß die Strecke gleich noch einmal zurück im Schritt. Dann kommt wieder Ruhe und Gleichmaß und das Ausschlagen hört auf.

Es brauchte die Christen garnicht zu beunruhigen, wenn es etwa bei dem Non liquet und dem Fragezeichen in der Historie bliebe. Wir richten uns darauf ein, daß es auch von Christus gilt, was Jeremia von Gott sagt: „So ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich mich von euch finden lassen." Und setzen hinzu: So ihr mich nicht von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich auch nicht finden lassen! Und das ist schließlich ganz in der Ordnung.

Denn bisher haben alle theoretischen Erschütterungen der Christenheit immer dazu dienen müssen, die praktische Lösung der Schwierigkeiten nahezulegen. Wir werden aus den theoretischen Fragen in die Lebensfragen hinüberdrängt. Darauf soll es wohl auch in den Unsicherheiten über den geschichtlichen Jesus hinaus. Wir sollen auch hier daran erinnert werden, daß die Wahrheit zuletzt im Tun liegt und die entscheidenden Lebenswahrheiten und Wirklichkeiten nur durch die Tat hindurch zur Gewißheit kommen, indem der Mensch sich ein Herz faßt und handelt. Die Jesusfrage wird dadurch zu einer praktischen Angelegenheit, die auch dem Schlichtesten lösbar wird ohne gelehrte Autorität. Hier wird die Aussicht frei. Der lebendige Herr ist gar nicht für Alle da. Den Bloßwissenschaftlichen, Bloßhistorikern soll und muß er immer wieder fraglich oder gar nichtig werden. Um so deutlicher wird er denen, die resolut in seinem Sinne leben. Es ist erstaunlich, wie klar das aus dem schönen Chor in Goethes Faust in unsere unklare Zeit hineinklingt:

Tätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden,
Brüderlich Speisenden
Predigend Reisenden,
Wonne Verheißenden
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Paul Jaeger

Die Preußische Generalsynode

Als wir vor fünf Jahren auf Anlaß des ersten Lehrfalles, dem bald andere nachfolgten, zur Frage der Grenzen der Lehrfreiheit Stellung nahmen, schrieb ich in der Christlichen Welt

(1905 Nr. 4), mir wolle für die tiefgreifenden Gegensätze, die die evangelische Kirche bewegen, die innere Auseinandersetzung nach rein sachlichen Gründen, im Unterschied vom disziplinaren Vorgehen, als die einzig mögliche Lösung erscheinen. Der kirchenregimentliche Kanon müsse lauten, daß Anschauungen auch von weitestgehender Abweichung gegenüber der Kirchenlehre ertragen werden können, „so lange ihr Vertreter von dem eingenommenen Standpunkt aus und, wie er meint, mit Hülfe dieses Standpunktes der Kirche mit innerer Freudigkeit dient, weil er ihr dienen will.“ Ergänzend, wenn ich das hier hinzufügen darf, habe ich damals in der Täglichen Rundschau ausgeführt, daß die schuldige Rücksicht auf die Gemeinde natürlich nicht fehlen dürfe. Inzwischen verfaßte Kulemann seine viel zu wenig beachtete eindringliche Denkschrift über die Grenzen der Lehrfreiheit, in der er von den Bremer Verhältnissen ausgehend zu dem halb widerwillig zugestandenen Ergebnis kam, für den Fall eines Wechsels in der Ueberzeugung des Geistlichen müsse der Gemeinde die Möglichkeit gewährt werden, sich des von ihr unter ganz andern Voraussetzungen erwählten auch wieder entledigen zu können. Aehnlich den Standpunkt der Gemeinde betonend ging die „Christliche Freiheit“ vor, die in ihrem Gegenentwurf zum Irrlehregesetz die Amtsenthebung des Geistlichen nur auf Antrag der kirchlichen Vertretungskörperschaften für zulässig erachten wollte. Auch die Septemberversammlung der Berliner Liberalen Vereine machte die Gemeinde zur Richterin.

Mit diesen Vorgängen verglichen ist die Preußische Generalsynode bei der Beratung des Gesetzes über Lehrirrungen, das den Mittelpunkt ihrer diesjährigen Tagung bildete, in der Begrenzung der Lehrfreiheit andre Wege gegangen. Sie hat sich weder mit der Willenserklärung des Geistlichen noch mit der der Gemeinde allein zufrieden gegeben. Bereitwillig wurde anerkannt, daß diese beiden Faktoren, jeder an seinem Ort, von höchster Wichtigkeit seien. Die Motive des Gesetzes hoben nachdrücklich hervor, das Verfahren wegen Irrlehre „erschöpfe sich keineswegs in der Feststellung etwaiger Abweichungen vom Bekenntnisse“, vielmehr gehöre dazu „vor allem die Motivierung der Lehrabweichungen in der Gesinnung des Geistlichen, dessen gesamte christliche Persönlichkeit und seine gesamte geistliche Wirksamkeit.“ Es ist das derselbe Gesichtspunkt, der nachher dazu geführt hat, neben dem amtlichen Wirken des Geistlichen das außeramtliche in Anrechnung zu bringen, da sonst, wie die Motive sagen, „die sittliche Einheit der Persönlichkeit verloren geht.“ Ebenso wurde als selbstverständlich angenommen und vom Regierungstisch bestätigt — wiewohl der verdiente Vorsitzende der Kommission Oberverwaltungsgerichtspräsident von Bitter vor dem Gebrauch des Wortes „selbstverständlich“ mit feinem Humor zu warnen pflegte —, daß im Vorbereitungsverfahren in allererster Linie die Gemeinde zu hören sei, deren berufene Vertreter überdies zur mündlichen Verhandlung zugelassen sind, so daß sie auch noch bei dieser Verhandlung jederzeit gehört werden können. Aber darüber hinaus hielt die Generalsynode eine materielle Bindung für nicht zu entbehren. Es versteht sich ja, daß im schweren Konfliktsfall nicht wohl- oder überwollende Meinung allein den Ausschlag geben dürfen. Eine solche materielle Bindung hatten auch wir bei unsern früheren Konstruktionsversuchen tatsächlich immer vorausgesetzt. Kein Pfarrer kann angestellt werden, ohne sich auf das Evangelium zu verpflichten. Wir hatten nur nicht davon gesprochen. Materiell bindet auch das Septemberprogramm der Berliner Liberalen, wenn es da heißt: „als alleinige Glaubensnorm gilt die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, in deren Verständnis immer tiefer einzudringen und deren Lehren zu verkünden die heilige Pflicht der Geistlichen ist.“ Aber durch die Berufung auf die Gemeinde wurde die Anwendung dieser Regel ins Ungewisse gestellt. Was wir also seiner Zeit stillschweigend voraussetzten und die Berliner im Ungewissen lassen, hat die Synode formuliert und zum Rang einer materiellen Bindung erhoben.

Die Bindung durfte jedoch nicht Neues bringen. Sie mußte auf der einen Seite, gesetzgeberisch genommen, mit den Grundlagen der preußischen Kirchenverfassung übereinstimmen, die durch den berühmten Satz des Allerhöchsten Erlasses vom 10. September 1873: „Der Bekenntnisstand und die Union werden durch die neue Ordnung in keiner Weise berührt“, in lakonischer Kürze umrissen sind. Sie mußte andrerseits, auf die Sache gesehen, die Kontinuität des in der preußischen Landeskirche annähernd vorhandenen religiösen Gemeinbesitzes und seiner wenn auch vielfach schwebenden Normierungen einigermaßen sicher stellen. So kam es zu dem ersten Entwurf des Gesetzes, den der Oberkirchenrat unterbreitete, wo einfach und ohne jede nähere Bestimmung das Bekenntnis der Kirche maßgebend auftrat. Wir hatten, insbesondere vom Standpunkt der Evangelischen Vereinigung,*) keine Ursache, uns dagegen zu wenden. Bekenntnis ist uns, in wesentlicher Uebereinstimmung mit den Ausführungen Rades in seiner Schrift „Reine Lehre eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts“, die ideale Einheit der Glaubenszeugnisse und Glaubensgedanken, in denen die Kirche lebt. Der Mehrheit erschien diese Begriffsbestimmung nicht ausreichend und namentlich nicht geeignet zur Beruhigung der hinter ihr stehenden Gemeinden, von denen dauernd die Rede war, obwohl jeder an eine andere dachte. In einer kritischen halben Stunde besann sich die dazu eingesetzte Subkommission auf den abgeänderten, von Haußleiter vorgeschlagenen, jetzt endgültig gewordenen Wortlaut:

> Wegen Irrlehre eines Geistlichen findet fortan ein disziplinares Einschreiten nicht statt. Dagegen ist nach Abschnitt I dieses Kirchengesetzes zu verfahren, wenn auf Grund von Tatsachen die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß ein Geistlicher in seiner amtlichen oder außeramtlichen Lehrtätigkeit mit dem Bekenntnis der Kirche dergestalt in Widerspruch getreten ist, daß seine fernere Wirksamkeit mit der für die Lehrverkündigung allein maßgebenden Bedeutung des in der heiligen Schrift verfaßten und in den Bekenntnissen bezeugten Wortes Gottes unvereinbar ist.

Der Konsensus darüber kam zustande, als der Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats zum Fall Sydow vom Januar 1873 vorgelegt wurde, wonach die evangelische Kirche „ihrer Natur nach ungehindert, ja angewiesen ist, sobald sie den in ihren Symbolen niedergelegten Wahrheitsgehalt vollständiger oder in richtigerer Gestalt erfaßt zu haben gewiß geworden ist, dies durch Aufstellung eines neuen Symbols zur Geltung zu bringen“, und als von allen Seiten zugestanden wurde, dies sei auch der Sinn des gegenwärtigen Wortlauts. Es war ein schöner und bedeutsamer Augenblick, den miterlebt zu haben, mir ein Gedächtnis sein wird. Wie hatten einst Hegel und Kleist-Retzow gegen denselben Oberkirchenrat, damals unter Leitung des Präsidenten Herrmann, Sturm gelaufen, dessen Erlaß nun eine Auferstehung zu neuen und, wie wir immer wieder hoffen, besseren Kirchenzeiten erlebte. Was in dieser Weise erreicht worden ist, läßt hundert Fragen offen. Kann es wohl anders sein? Aber Eins ist gewiß: daß jenseit der Grenzlinie, die in ehrlicher Feldmesserarbeit gefunden wurde, das heißt in der Richtung auf bedingungslose Freiheit, der Kampf Aller gegen Alle verheerend und zerstörend entbrennen würde. Wer diesen Kampf entfacht, übernimmt eine schwere Verantwortung, die schwerste vielleicht seit dem trostlosen Zusammenbruch der Generalsynode von 1846.**)

Die erfreulichen Wirkungen des Konsensus blieben nicht aus. Nachdem im § 1 des Gesetzes die Lehrfrage materiell geregelt war, wurde bei der Fortsetzung der Beratung vom Bekenntnis kein Wort mehr geredet. Auch ein zu befürchtender

*) D. i. der landeskirchlich-preußischen Mittelpartei. D H

**) Eine Bitte bei dieser Gelegenheit an Erich Foerster, er möge sich über seine Auslegung des Allgemeinen Landrechts mit Kahl auseinandersetzen. Kahl bezeichnete den Satz, das Allgemeine Landrecht kenne keine Entsetzung eines evangelischen Geistlichen wegen Irrlehre, den die Freunde der Evangelischen Freiheit in Rheinland und Westfalen an die Spitze ihrer flammenden Protesterklärung setzten, als eine Auffassung, der eine ungeheuerliche Legendenbildung zu Grunde liege. Dem Sinne nach trifft das auch Foerster, und ich möchte vermuten, daß die rheinischen Protesterheber ihr Votum von ihm übernommen haben, da er im ersten Band seiner „Entstehung der Preußischen Landeskirche“ S. 29 schreibt: „Eine Entsetzung wegen Irrlehre kennt das Landrecht nicht.“ Ich kann ihm darin für meine Person, auch abgesehen von den historisch gewiß sachverständigen Ausführungen Kahls, nicht zustimmen. Der Wortlaut des betreffenden Paragraphen 73 läßt ebenso die Betonung des „Anstoßes der Gemeinde“ wie der „Grundbegriffe ihrer Religionspartei“ zu. Folglich ist Foersters Auslegung mindestens kontrovers und darum dogmatisch unerwiesen.

Antrag, die Mitglieder des künftigen Spruchkollegiums noch einmal besonders auf das Bekenntnis zu verpflichten, ist niemals auf der Bildfläche der Synode erschienen. Aus demselben Grunde verzichteten die Pommern darauf, einen von ihrer Provinzialsynode, übrigens der einzigen unter allen Provinzialsynoden, wieder eingebrachten Professorenantrag mit dem nötigen, von den Antragstellern zweifellos beabsichtigten Nachdruck zu umkleiden. Sie gaben dem Antrag die denkbar bescheidenste Fassung, Generalsynode möge ihn dem Oberkirchenrat unterbreiten; es hieß nicht einmal: „zur Erwägung" unterbreiten; alles aus freundlichster Friedensliebe, die wir gern anerkennen konnten, so daß nicht nötig war, zu debattieren, sondern nur dagegen zu stimmen. Noch merkwürdiger erging es einem Antrag der letzten außerordentlichen Westfälischen Provinzialsynode, wonach verhindert werden sollte, „daß auswärtige Pfarrer und namentlich auch Professoren der Theologie moderner Richtung polemisch und agitatorisch in unsern Gemeinden auftreten und durch ihre Vorträge urteilslose Gemeindeglieder verwirren." Der Antrag, dessen genauere Adresse leicht zu erraten ist, ist meines Wissens niemals, weder in der Kommission noch im Plenum, zur Besprechung gekommen.

Wenn ich voraussetzen darf, daß die Leser dieses Blattes den Verhandlungen der Synode im Ganzen gefolgt sind, so kann ich mir ersparen, ausführlicher zu werden und begnüge mich mit dem, was zur Beleuchtung der allgemeinen Lage noch unerläßlich ist. Dahin rechne ich das Verstummen der sozialen Debatte, die Adolf Stöcker zu führen und manchmal auch zu schüren pflegte. Noch vor kurzem hatte Pfarrer Weber-München-Gladbach, im Kreise der Positiven Union bittere Klage darüber verlauten lassen, daß aus dem $^1/_4$ $^0/_0$ der landeskirchlichen Umlage für soziale Zwecke so gar nichts „zum Kampf gegen den Umsturz da draußen im Lande, wie Stöcker ihn führte," geschehe. Die kommende Generalsynode möge daher auf eine bessere Durchführung des Gesetzes dringen, wie dessen Urheber und die Generalsynode selbst gewünscht hätten. Von dem damals einstimmig gefaßten Beschluß, die Sache weiter zu verfolgen, hat die Positive Union keinen Gebrauch gemacht. Ueberhaupt ist auffallend, wie wenig auf der Synode die oft so scharfe Sprache der rechtsstehenden kirchlichen Presse — ich denke dabei an die „Reformation" — einen erkennbaren Widerhall findet. Nur einmal deutete Graf Hohenthal an, er könne die optimistische Gesamtauffassung der kirchlichen Lage in der Berichterstattung des Oberkirchenrats und der Eingangsrede des Präsidenten nicht in allen Stücken teilen, und ein andermal war es die konfessionelle Gruppe, die durch ihren Redner erklären ließ, sie billige zwar die Sprüche des Oberkirchenrats in den vorgekommenen Lehrfällen, vermisse aber die Konsequenz in ihrer Handhabung und Ausführung. Mit Recht durfte D. Dryander am letzten Tage sagen, dem Oberkirchenrat sei von allen Seiten der Synode ein so hohes Maß von Vertrauen bewiesen worden, daß er wohl mit dem seligen Balthasar Schuppius eine subtile Anwandlung von Hoffart hätte verspüren können.

Höchst interessant, aber auch überwiegend in dem Sinn, was Alles nicht gesagt wurde, war die Schuldebatte über den Religionsunterricht. Für die vielbesprochene Verkirchlichung des Religionslehreramtes an höheren Schulen trat Niemand ein. Leise nur und schüchtern wurde der Gedanke gestreift, die Religionslehrer mit beratender Stimme in die Kreissynoden zu entsenden. Der Kommissionsantrag vertraute darauf, daß der bekenntnismäßige Charakter des Religionsunterrichts überall gewahrt bleibe, wie die amtlichen Lehrpläne vorschreiben, und „hervorgetretenen Mißständen in entsprechender Weise entgegengewirkt werde". Generalsuperintendent Umbeck sprach sich noch schärfer aus. Es könne auch heißen: in energischer Weise. Aber er sowohl wie sein Königsberger Amtsgenosse bezeugten zugleich, daß der moderne Religionsunterricht vielfach anregend wirke, während der alte korrekte an Langerweile leide. So blieb es bei den Anträgen. Kurz, aber wirksam trat der Rektor Irgang aus Merseburg auf dem Gebiet der Volksschule zu Gunsten der Lehrerversammlungen ein, deren bekenntnisfeindlicher Charakter von der Synode getadelt wurde. Er nahm auch die Anträge der Freunde der Christlichen Welt auf, den Volksschullehrer vom Religionsunterricht zu entbinden, wenn dieser Unterricht gegen sein Gewissen gehe. Wie gut, daß neben der Tradition solche Stimmen zu Gehör kommen konnten.

Ich schließe, und nicht nur dem Herausgeber dieses Blattes zu Liebe, mit der Eingabe des Komitees für den Gegenbesuch in Deutschland von Vertretern der christlichen Kirchen Großbritanniens und ihrer Behandlung auf der Synode. D. Faber fand beredte Worte für die wichtige Sache und hatte die ganze Versammlung — mit einer einzigen Ausnahme — für sich, als er beantragte, „die Zustimmung zu den Friedenskundgebungen zu erklären, welche in der von Vertretern der christlichen Kirchen Deutschlands und Großbritanniens am 15. Juni 1909 gefaßten Resolution ausgesprochen sind." So bricht sich doch immer wieder im Völker- und im Kirchenverkehr die Friedenslosung des Evangeliums eine Bahn. Der Greifswalder Professor Hubrich sprach in einem Vortrag zum Irrlehregesetz von der notwendigen „Glaubensfertigkeit" der Theologen, — eine schreckliche Bereicherung des kirchlichen Lexikons. Die recht verstandene Friedfertigkeit ist uns lieber. Hermann Scholz

---

Die Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst und ihre Beurteilung

2

So unübersichtlich wie der Katalog ist die ganze Ausstellung. Sie besteht aus mehreren, sachlich nur ganz lose zusammenhängenden Abteilungen. Wieder hat man das Historische, Vergangene, die alte Kunst als Lückenbüßer zu Hilfe gerufen. Dabei sind diese Retrospektiven lange nicht so reich und bedeutend, wie die von 1902 und 1904. Man hat den Eindruck, daß ohne System und Urteil etwas zusammengerafft worden ist. Von der sehr großen religiösen Kunst des siebzehnten Jahrhunderts wird gar keine wirkliche Anschauung gegeben. Der größte, wichtigste und uns am nächsten stehende christliche Maler dieses Jahrhunderts, Rembrandt, fehlt überhaupt! Zumal die Nazarener-Abteilung ist viel zu lückenhaft, als daß sie wissenschaftlichen Wert haben könnte. Und ihre Wirkung auf das Laienpublikum kann nur eine verderbliche sein. Was von neuer Kunst gezeigt wird, ist eine unorganische Masse unverträglicher Dinge, unglaublich viel ganz rückständige und minderwertige akademische Kunst und dazwischen viel weniger von schöpferischer (moderner) Kunst, als dem heutigen Stande der Produktion entspricht. Die Ausstellung ist auch schlecht gehängt, nirgends hat man eine klare Uebersicht auch nur über eine Periode oder Gruppe. Es ist ein auch den im Sehen Geübten verwirrendes Allzuviel, darunter mehr Mittelmäßiges und Schlechtes, als in irgend einem anderen deutschen Kunstmittelpunkt heute noch möglich wäre. Das Gesamtniveau ist ein erdrückend niedriges, nicht, weil die moderne religiöse Kunst so tief stände, sondern weil diese Düsseldorfer Ausstellung eine schlechte Ausstellung ist. Es fehlen, um nur diese zu nennen, Klinger, Thoma, Sascha Schneider.

Gleich der erste große Saal ist eine große Enttäuschung.*) Bedeutend und überhaupt ausstellungswürdig sind nur: der Trübner, der Böcklin, der Hildenbrand und der Skovgaard. Trübners „Christus im Grabe" (Nr. 959) ist ein frühes Bild von 1874. Manskopfs verächtlich herabsetzendem Urteil**) muß ich hier ausdrücklich widersprechen. Das Problem, die Absicht ist hier eine rein künstlerische, und das Problem ist in der breiten und weichen Malerei wie in der Verkürzung mit großer Frische und großem Können gelöst. Solche Naturstudien haben alle großen Künstler gemacht als notwendige Basis zu seelisch ausdrucksvollen Werken, die zugleich bildkünstlerisch bedeutend sind. In Rembrandts Werk gibt es eine Menge solcher Bilder, weil nur durch sie der Künstler die Mittel in die Hand

*) So auch der Eindruck von Traub.

**) „Nur ein in des Künstlers Manier zusammengestrichener Akt." Anders Traub: „Man atmet unter der Unnatürlichkeit der Farben mancher nebenhängender Bilder ordentlich auf vor diesem schlichten und sachlich anmutenden Körper."

bekommt. Was als „zusammengestrichen“ abgelehnt wurde, ist etwas für die bildende Kunst ihrem Wesen nach Notwendiges: wie selbständig und neu erobert ist hier grade dies Stück Natur! Ohne große Naturnähe keine große Kunst, auch keine große religiöse Kunst.

Für Böcklins „Grablegung“ (Berlin, Nationalgallerie) hat Manskopf nur Lob. Auch das kennzeichnet den Laien, denn dieses bedingungslose Lob ist hier ebenso falsch, wie dort der bedingslose harte Tadel. Böcklin und das deutsche Publikum! Darüber könnte man durch bloße trockene Zusammenstellung von Kritiken ein höchst amüsantes, höchst lehrreiches, freilich für den um Kunsterziehung Bemühten auch niederdrückendes Buch schreiben. Dreißig Jahre lang, bis zu der Berliner Ausstellung 1897, haben die Deutschen ihn in allen Tonarten beschimpft, geschmäht, mit Vorliebe für „verrückt“ erklärt; heute „bewundern“ und verhimmeln sie ihn ebenso kritiklos und sehen nicht, daß es bei ihm auch Unterschiede gibt und eine ganze Menge fremder, undeutscher Bildungselemente, und daß wir in Hodler und Klinger noch größere und vor allem deutschere Künstler haben. Seine religiösen Bilder sind durchweg nicht seine besten, das lag an seiner Begabung und lag an seiner Zeit. Koloristisch, in der Leuchtkraft, in den Kontrasten, ist das gewiß ein gutes und persönliches Bild, aber im Ausdruck fühlt und sieht man die andere, schon vorhandene Kunst, die aushelfen mußte: Mantegna und Grünewald.

Ich ziehe dieser Grablegung des Berühmten den „Holzhauer und Tod“ (Nr. 425) des noch unberühmten Adolf Hildenbrand vor, denn Können und Wollen decken sich hier besser. Das ist eine sehr einheitliche und sehr persönliche Schöpfung, dieser unheimlich parallele Schatten Tod, der dem Holzhauer auf einsamer Gebirgshöhe nicht von der Seite weicht; und diese Silhouette gegen den hellen Himmel und die leuchtende blaugrüne Farbe sprechen gleich stark mit. Daß dieses Bild auf der künstlerischen Höhe von heute steht, zeigt auch der moderne Rahmen. Die Wiedereroberung des Rahmens durch die auch hier selbständig und neu gestaltenden Modernen ist eine der vielen Taten, die den künstlerischen Aufschwung bezeichnen. Man kann bemerken, daß das Publikum dafür leider oft noch wenig Verständnis hat.

Traubs abfälliger Beurteilung des großen Bildes von dem Dänen Skovgaard „Christus im Totenreich“ und seiner andern Bilder kann ich nicht beipflichten. „Posenhaft“ wie die Bilder der Akademiker ist das meines Erachtens nicht. Auch das ist ein Eigener und ein Könner, wie ja die skandinavische Kunst überhaupt heute auf einem sehr hohen Niveau steht. Dieses mächtige Unisono der Geberden des Totenchores stellt als Phantasieschöpfung und im Ausdruck schon einen eigenen Wert dar; auch die Lichtmalerei hat ihre persönliche Note, und das Riesenbild ist farbig gut zusammengehalten. Strathmanns „Betende Maria“ ist schwächer in dem altertümelnden (Archaismus ist immer Schwäche) byzantinisierenden Flachstil. Aber eine Persönlichkeit steht auch hier noch dahinter, und grade das, was Traub so scharf als „Wirrwarr“ tadelt, ist das Beste an dem Bilde. Was sind die Augen doch durch die lange Fremdherrschaft der Antike und der Italiener verbildet! Diese Liniensprache ist echtestes, uraltes germanisches Erbgut, das überall da zu Tage tritt und ein ganz wesentliches Stilelement ist, wo die nordische Kunst sich stark auf eigne Füße stellt und blüht. (Altgermanische, spätromanische, spätgothische Kunst, Nordischer Barock.) Die Anfänge der modernen Kunst bei uns, der mißverständlich sogenannte und sehr mit Unrecht heute fast allgemein geschmähte „Jugendstil“ gehört auch in diese Reihe. Diese Liniensprache hat so gut ihr Daseinsrecht, wie jede andere originale Formensprache (z. B. die Ornamentscheu von heute), sie enthält ganz bestimmte künstlerische Werte und außer dem, was, wie gesagt, uraltes Rasseerbgut ist, soviel schöne knabenhafte Brauseleidenschaft. Wer das „Schlingeling“ bespöttelt, hat auch Dürers Gebetbuchzeichnungen wohl noch nicht erfaßt. Die Münchener Zeitschrift, von der das Schimpfwort stammt, hat eine sehr große künstlerische und historische Bedeutung. Solche Schimpfnamen im Munde der Gegner sind noch allemal zu Ehrennamen geworden und sichere Kennzeichen eines großen, entscheidenden Umschwungs und beginnenden neuen Stils. Siehe Gothik, Barock, Rokokko, das waren auch alles einmal solche Schimpfworte — wie Jugendstil.

Was sonst in diesem ersten Saale hängt, hat nur allzuwenig künstlerische Jugend in sich. Was für erbärmliches talentloses akademisches Zeug bekommt man da zu schlucken! Eine Pietà von Bertling — Imitation eines akademischen Seizentisten wie Sassoferrato etwa, also imitierte Imitation. Ein Triptychon von Plückebaum — eines Altkölners Imitation. Eine Geburt Mariä von Ehrig — Imitation gothischer Miniaturen. Böcklin wird die Nachbarschaft zweier markloser Schmiereireien von Peter Janssen zugemutet, einer der akademischen Düsseldorfer Pseudogrößen. Das ist nicht Stilisierung erwachsend aus Naturstudium, das sind „lebende Bilder“ und Bühnendekorationen, malerisch ebenso unwahr wie schwächlich und unpersönlich. Traub, der sie unglaublicherweise mit Böcklin und Trübner in einem Atem nennt, kommt unwillkürlich der bezeichnende Ausdruck „Aufzug“.*) Jawohl, künstlerischer Karnevalsmaskenaufzug! Dann diese „Madonna mit Engeln“ Nr. 732! Solch eine gänzlich charakterlose Malerei ohne eine Spur von schöpferischer Kraft und Eigenart! Das ist von Roeber, und diese Talentlosigkeit ist Direktor der Düsseldorfer Akademie! Die dilettantische Kunstkritik des neunzehnten Jahrhunderts hat alle unsere bedeutenden schöpferischen Kräfte in den härtesten Ausdrücken verrissen und geschmäht, von Delacroix und Millet zu Courbet und Manet, von Turner zu Munch, von Feuerbach und Böcklin zu Liebermann und Uhde, Leibl und Thoma, Klinger und Hodler. Mir aber scheint kein Ausdruck hart genug, um solch ein Mißverhältnis zu kennzeichnen. In jeder anderen wirklich modernen Ausstellung wäre ein so minderwertiges Bild zurückgewiesen worden. Dagegen ist ein Gebhardtnachahmer wie Feldmann schon beinah eine Größe.

Während diese Unbedeutendheiten sich im großen Empfangssaale breitmachen dürfen, hat man Uhde und Gebhardt in kleinen, schlecht beleuchteten Kabinetten „untergebracht“. Und wie schlecht, mit nur vier Bildern, ist Uhde vertreten, der mit in erster Linie einen Anspruch auf einen ganzen Saal gehabt hätte!

Doch zuerst zu Gebhardt. Auch von ihm hätte man gerne mehr gesehen, sei es auch nur, um sich über seinen Abstand von Uhde und namentlich von den großen alten Meistern religiöser Kunst völlig klar zu werden. Er gehört zu den vier Künstlern, die der Durchschnitts-Düsseldorfer von der ganzen deutschen Kunst der Gegenwart allein kennt und die er als ausgemachte Genies bewundert. (Die anderen Drei sind Achenbach, Janssen und Claus Meyer.) Aber auch außerhalb des immer blinden Lokalpatriotismus ist er so „berühmt“, daß dieselbe Kritik, die mit dem Verurteilen Größerer sehr schnell bei der Hand ist, vor ihm nur Verbeugungen macht. Besonders in protestantischen Kreisen ist die maßlose Ueberschätzung Gebhardts traditionell. Auch Manskopf und Traub beweisen es, indem sie den sehr schwachen Punkt in seiner Kunst gar nicht sehen.**) Das ist der Mangel an bildkünstlerischer Originalität. Alle Großen der Kunstgeschichte ohne Ausnahme zeichnen sich vor allem durch eine unmittelbare und starke persönliche Naturanschauung aus, die jedesmal zu ihrer Zeit auch eine neue und umwälzende gewesen ist. Ihr Fehlen bei Gebhardt allein beweist, daß er zu den Großen nicht gehört. Zweifellos besitzt er eine bedeutende Begabung für charakteristischen Ausdruck. Aber die allein macht eben den großen Künstler noch nicht, wie einseitig verstandesmäßige Begabung und Erziehung des Volkes der „Dichter und Denker“ so gerne glaubt. Es ist genau wie bei Lenbach, der auch ein bedeutender Charakteristiker, aber ein Maler ohne eignen Stil ist. Er hat die Stile anderer großer Meister mit großem Gauklergeschick imitiert,

*) „Malerisch im Aufzug“ Sp. 441.

**) Traub geht nicht näher darauf ein, sagt aber, daß Uhde ihm näher stehe, den umgekehrt Manskopf recht unfreundlich behandelt. Interessant ist, daß dasselbe Bild, der Tod Mosis, auf beide so verschieden wirkt. Traub findet ihn sehr ergreifend, Manskopf tadelt die „zu unruhige“ „Stimmung“. Was religiöse Bilder dem religiös Empfindenden sagen, ist natürlich rein subjektiv und undiskutabel. Hier handelt es sich nur um die Kunst.

aber einen eignen Stil hat er nicht ausgebildet.*) Genau so ist es mit Gebhardt, nur daß hier die dahinterstehende Kunst eine andere ist. Jeder, der diese kennt, sieht sofort, daß Auffassung, Typen, Tracht, Architektur, Dekoration und zumal die Farbe Imitation der Altdeutschen und Altniederländer sind, z. B. in diesem „Crucifixus mit Maria und Johannes". Und wie charakteristisch ist doch der Rahmen in seinem Gemisch von imitierter Gothik und imitierter Renaissance! Vergleiche dagegen die Rahmen der Bilder von Hildenbrand und Wiethüchter, die selbständige Kunstwerke sind, wie die echten Rahmen der Gothik und Renaissance auch. Oder man sehe die Bilder „Christus in Emmaus" und „Christus bei Maria und Martha". Das ist Bühne, nicht Natur und Leben, wie schon der Vergleich mit Uhde sofort zeigt. Uhde sucht das Leben seiner Zeit, unserer Gegenwart, aus dem Gebhardt flieht. Ich bitte den Leser, doch dieses Emmausbild mit Rembrandts wunderbarem Louvrebild von 1648 in irgend einer einigermaßen guten Abbildung zu vergleichen. Seele, Ausdruck, Charakteristik hat auch Rembrandt, von tieferer und feinerer Art als Gebhardt, und außerdem hat er diese bildkünstlerische Formensprache, die nur sein Eigentum ist, die niemals vorher in irgend einer anderen Kunst schon da war, die nur weil sie ausschließlich seine Schöpfung ist, heute noch leuchtet und lebt wie vor 250 Jahren. Wie klein wird da Gebhardt, nicht nur als Maler überhaupt, auch als religiöser Maler. Er wähnt, der religiöse Stoff und Natur und Gegenwartsleben seien unvereinbare Dinge. Bei Rembrandt sind sie eine untrennbare Einheit. Er malt und radiert seine holländischen Menschen, sein holländisches Land und Leben des siebzehnten Jahrhunderts draußen und drinnen, wenn er Christus mit den Jüngern darstellt oder die heilige Familie oder Gottvater mit den Engeln bei Abraham. Das allein ist religiöse Kunst als Ausdruck einer lebendigen Religiosität im Leben. So war es ja immer, bis um 1750 die schöpferische Kunst durch die akademische verdrängt wurde. Gebhardts Kunst, die aus dem neunzehnten Jahrhundert ängstlich flüchtet, die heiligen Vorgänge und Personen künstlich um dreihundert Jahre zurückversetzt in eine Zeit, die mausetot ist; die mit kulturhistorischem Wissen, alten Möbeln, Kostümbüchern und Theatergarderobe arbeitet, ist der Ausdruck einer erstarrten Religiosität, einer Kirche außerhalb der lebendigen Kräfte der Zeit, die ja auch ihre Gotteshäuser als Kopieen der toten mittelalterlichen Stile („romanisch", „gothisch") baut und den modernen Baumeistern die Türe weist, wenn sie in unserm Stil lebendige Kunstwerke gestalten wollen. Vortrefflich passen sie zusammen, diese Kirchen, deren man auch in Düsseldorf ein halbes Dutzend sieht, und diese Bilder Gebhardts. Man sehe sich nur an, wie er auf der großen Himmelfahrt der Nationalgallerie sogar Signatur und Datum „gothisch" imitiert! Ich möchte wohl wissen, ob er auch seine Briefe und seine Rechnungen in gothischen Minuskeln schreibt. Auch hier können einzelne bedeutende Ausdrucksmotive den Grundmangel nicht verdecken. Dürer und die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts waren das imitierte Vorbild. Wie so oft, macht das große Format die Mängel besonders deutlich. Das Bild zerfällt in lauter Atelierposen, es ist nicht aus Einer geschlossenen Anschauung herausgewachsen. Besser zeigt sich Gebhardts Vermögen in der ekstatischen Vision „Jakob ringt mit dem Engel" (nur in der Farbe sehr akademisch) und in dem „Johannes im Gefängnis". Hier hat er den Mut zu stärkerem Realismus, die Charakteristik steht auf der Höhe seines Könnens, und das Bild hat sogar etwas wie niederrheinischen Erdgeruch. Am besten aber in Charakteristik und energischer zeichnerischer Modellierung sind zwei männliche Studienköpfe, die gar nicht hierher gehören. Gebhardts historische Bedeutung liegt darin, daß er im Gegensatz zu den katholisierenden akademischen Romantikern, den Nazarenern, mit ihrer Nachahmung der fremden Italiener sich an ein uns näher liegendes Vorbild, die Altdeutschen und Altniederländer, angeschlossen und in nordischer (und zugleich protestantischer) Auffassung die Charakteristik zum Angelpunkt seiner Kunst gemacht hat. Der lebendige Kunstwert seiner Bilder aber wird kein langdauernder sein, weil es ihm zu sehr an selbständiger Naturanschauung und originaler Phantasie gebricht. Seine historisch-reflektierte Altertümelei ist echt akademisch. Wenn Gebhardt auch heute noch lebt und malt, so gehört er kunstgeschichtlich doch durchaus in das neunzehnte Jahrhundert.

*) Ich weiß wohl, daß Lenbachs Frühwerke etwas Andres versprachen. Aber dann hat er sein Pfund vergraben — und mit Bildnissen obiger Art viel Geld verdient.

Welche Kluft das neue Jahrhundert, das neue Deutschland und die neue Kunst von ihm trennen, zeigt ein Blick auf Uhde oder Meunier. Uhde war leider durchaus ungenügend vertreten. Von seinen bedeutenden Werken sah man nur das „Tischgebet" der Nationalgallerie. Hier ist man mit einem Ruck aus aller Maskerade heraus und im lebendigen Leben. Und zugleich hat Uhde die unmittelbare Naturanschauung, die Gebhardt fehlt. Man vergesse ja nicht, welche Kraft allein dazu gehörte, diese gesunde Straße wiederzufinden, nachdem die religiöse Malerei in Deutschland so lange in öder Nachahmung untergegangen war. Hier kann man auch sehen, was viele Laien immer noch nicht begreifen, daß Naturalismus und Seelenkunst keine Gegensätze sind. Malerische Selbständigkeit und Wahrheit zeichnen auch die beiden anderen Bilder, die Seepredigt und die Anbetung der Könige, aus, wenn sie auch rauher und unausgeglichener sind. Wie naiv und frisch ist diese Maria.

Nur in Düsseldorf war es möglich, daß man Uhde die Nachbarschaft eines solchen akademischen, theatralisch posierenden „Luther" zumuten konnte, wie diesen Gips von Deihle. Traub hatte dasselbe Empfinden. Wenn er aber den Engel (Bronce) für ein Grabmal von Lebküchler auf dieselbe Linie stellt, so kann ich ihm durchaus nicht folgen. Das ist eine gute moderne Arbeit, ausdrucksvoll, und selbständig stilisiert, — wo bei der Stilisierung in der Plastik leider vielfach die Gefahr eines neuen Klassizismus schon wieder lauert.

Was von der Retrospektive der Nazarener zu halten ist, deutete ich schon an. Sie ist viel zu lückenhaft, um wissenschaftliche Bedeutung zu haben. Auch hätte man nur dann ein richtiges Bild, wenn vor allem auch die schöpferische Romantik ausgestellt wäre, nicht nur diese akademische. Um dieser Impotenzen willen sind die wirklichen Talente der Landschafts- und Bildnismalerei gering geschätzt und schnell vergessen worden! Und daß die Wirkung auf das große Laienpublikum eine gradezu verderbliche war, bewies das Publikum selbst mit seiner „Bewunderung" dieser Nichtigkeiten. Da mühen sich nun Hunderte von Männern ab, durch Anschauung, Wort und Schrift die Deutschen endlich zu einem Volk von ästhetischer Kultur zu erziehen, das seine besten schöpferischen Geister nicht mehr schmäht und verlacht, wie im neunzehnten Jahrhundert, sondern begreift und fördert und liebt, und hier in dieser „Kunststadt" wird in aller Form eine reaktionäre Kunsterziehung nach unten getrieben, indem man diese jämmerlichen Imitationen der Italiener und Altdeutschen zu kritikloser Bewunderung ausstellt. Da sieht man Cornelius' „Kluge und törichte Jungfrauen", ein Oelbild in Imitation italienischer Freskowandmalerei — wie stillos ist das allein schon! Und dazu ein Gemisch von imitierter Antike, imitiertem Michelangelo, imitiertem Raphael und imitiertem Dürer, nur nichts von einem, der selber Einer wäre. Nur der absolute Dilettantismus eines David Koch kann sich und uns heute noch glauben machen wollen, diese erzakademische, natur- und lebensferne, buchgeborene Kunst sei große Kunst, und unsere Künstler gar beschwören, zu dieser Art „zurückzukehren". Je weiter von ihr weg, um so besser! — Von dem Düsseldorfer Karl Müller sieht man Angelico-, Raphael-, und Bellini-Imitationen, von Deger nachgemachten Perugino und Lochner, von Ittenbach eine Kopie (!) der Tempimadonna Raphaels, von Steinle eine Kopie der heiligen Familie Tizians! Nicht die Innigkeit ist das Schwächliche an dieser Kunst, wie Manskopf meint, sondern der gänzliche Mangel an bildkünstlerischer schöpferischer Eigenart und Kraft. Es ist eine süße, glatte, marklose, charakterlose Kunst so recht zum Magenverderben. Nur das Führich-Kabinett mit einer reichen Sammlung seiner Handzeichnungen steht etwas höher; aber auch hier überwiegt die Nachahmung.

Franz Bock

Für Weihnachten

Unser Glaube. Sechs Vorträge über die wichtigsten religiösen Fragen der Gegenwart. Herausgegeben von Esenwein, Faut, Günther, Haecker, Herzog, Böhringer. Heilbronn, Eugen Salzer 1909. 1,80, gebunden 2,50 Mk.

Ich weiß nicht, ob es in einer andern ebenso großen Landeskirche möglich wäre, sechs Leute zusammenzubringen, die so tüchtige Vorträge über die schwersten Probleme halten könnten, wie in Württemberg. Unsere sechs Schwaben zeigen hier alle Vorzüge, die wir sonst an ihrem Stamme schätzen: einen gediegenen Schulsack, scharf eindringende Behandlung, gediegene Ausführung und die Hauptsache, — was man keinem Menschen öffentlich bescheinigen sollte — jeder Leser weiß, was ich meine. Jene wichtigsten Fragen sind: Glaube und Dogma, Glaube und Naturwissenschaft, Glaube und Geschichte, Vorsehungsglaube, Erlösungsglaube, Vollendungsglaube. Am meisten Eindruck haben mir der zweite und dritte Vortrag gemacht. In allen aber ist dieselbe Freude und Kraft, die großen Hauptsachen ehrlich und klar herauszuarbeiten, um die kritischen Eierschalen vergessen zu machen. Ich habe an dem Ganzem meine helle Freude und vielen Gewinn daran gehabt. Als Leser denke ich mir Laien aus unserm Kreis, die etwas von theologischem Denken vertragen können — so leicht es ihnen die meisten Redner auch durch unermüdliches Zusammenfassen und klares Disponieren machen mögen. Unter den Theologen aber gehe niemand an dem Buch vorüber, der sich für die Vortragskampagne in diesem Winter rüsten will. Inhaltlich hätte ich nur eine Frage: Ist es nicht eines Versuches wert, alle jene und ähnliche dogmatische Probleme an einer entscheidenden Stelle anzufassen, nämlich an dem Ideal des Lebens, das stets vorausgesetzt wird? Mir lösen sich immer mehr solche Fragen so auf: sie sind alle Ausstrahlungen der großen Kämpfe um das Lebensideal. Geht man von unserm Ideal des geistig-sittlich-persönlichen Lebens aus, dann treten alle jene Fragen gleich in helleres Licht und die Lösung ist für die vereinfacht, die das genannte Ideal theoretisch oder praktisch anerkennen.

Friedrich Niebergall

Morgenstunden. Von Francis E. Peabody. Neue Folge der Morgenandachten. Autorisierte Uebersetzung von E. Müllenhoff. 160 S. Gießen, Töpelmann 1909. 2,40, gebunden 3,25 Mk.

Die Morgenandachten sind gehalten vor Studenten der Harvard-Universität in Cambridge von einem Manne, der der akademischen Jugend Verständnis bewahrt hat. Auf ihre speziellen Gefahren und Nöte, soweit sie gerade den ernsten Studenten treffen, geht das Buch vor allem ein: satter oder selbstquälerischer Intellektualismus, geistiger Hochmut und Kleinmut, Verkümmerung der Seele in egoistischem, weltabgewandtem und einseitigem Gelehrtentum usw. Aber das sind ja schließlich die Nöte und Gefahren jedes geistigen Arbeiters, und es wird wohl selten ein Buch geschrieben, das gerade diesem eine solche Erquickung zu bieten vermag wie Peabodys „Morgenstunden". Der Stil ist bis zur Eintönigkeit nüchtern und schmucklos, und mancher wird das feiernde Moment in diesen Andachten vermissen. Das mag teils in der amerikanischen Art liegen, teils in den Bedürfnissen der akademischen Jugend, die nur der nüchternen Klarheit traut. Jedenfalls wird der aufmerksame Leser das warm empfindende religiöse Gemüt des Verfassers doch herausmerken.

Karl Salomon

Kirchliches Jahrbuch 1909. Ein Hilfsbuch zur Kirchenkunde der Gegenwart. 36. Jahrgang. Herausgegeben von Pfarrer J. Schneider in Elberfeld. Gütersloh, Bertelsmann 1909. 5, gebunden 6 Mk.

Ein unentbehrliches Hilfsmittel für Jeden, der denkend und nachdenkend im kirchlichen Leben steht. Der ganze Reichtum der hier geleisteten selbstlosen Arbeit erschließt sich freilich erst im Laufe des Jahres durch die tägliche Benutzung. Ich kann keine Tageszeitung, keine Kirchenzeitung lesen, kann keiner Diskussion über irgend welche kirchlichen Fragen folgen, ohne unablässig darauf gestoßen zu werden: „Schlag das nach, prüfe das nach im Kirchlichen Jahrbuch." Hat man sich das einmal angewöhnt, dann läßt man es nicht wieder. Denn es ist das beste Mittel, das wir haben, um einen Standort über den Dingen zu gewinnen. Wie es möglich ist, das Buch von 648 Seiten für 5 Mk. zu liefern, ist mir ein Rätsel.

Schiele

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. Erster Band von A bis Deutschland. Tübingen, J. C. B. Mohr 1909. 39 Abbildungen, 6 Tafeln. Gebunden 26 Mk. (in Subkription 23).

Im Vorjahr zur Weihnachtszeit konnte ich das Erscheinen des Werkes an der Hand der drei ersten Lieferungen anzeigen, und wiederum just zur Weihnachtszeit liegt der erste mächtige Band zu meiner stillen Freude vor mir. Eine schöne Weihnachtsgabe für jedes gebildete Haus. Und die Freunde der Christlichen Welt haben nicht nur die ersten Anregungen gegeben, sondern auch den Hauptstab der Mitarbeiter gestellt. Sie konnten darum auch nicht vergessen werden, und so begrüße ich denn mit ganz besonderer Freude den Artikel „Christliche Welt und Freunde der Christlichen Welt" ($5^1/_2$ Spalten). Wie war es doch im Jahr 1887, als wir die ersten Nummern in die Hand bekamen, und wie ist es heute? Aus allen Entwickelungsphasen des religiösen, geistigen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens schlugen die Wogen in unser kleines Reich. Mancher Sturm war zu überstehen, die Menschen kamen und gingen, auch in unserm Kreise. Aber wir stehen aufrecht und harren der Zukunft.

Die hohen Erwartungen, die man nach der Ankündigung und den ersten Lieferungen an das Werk zu stellen berechtigt war, sind bislang durchaus erfüllt. Wer zu einem solchen Nachschlagewerk greift, sucht vor allem Belehrung über die gesicherten Resultate der Forschung und nicht Einführung in ihren wissenschaftlichen Kleinbetrieb.

Und diesen Dienst leistet das Wörterbuch in jeder Weise. Indem es als handliches und übersichtliches Nachschlagewerk bald in gedrängter Kürze, bald in größeren Abhandlungen, aber immer in gemeinverständlicher Fassung über alle Fragen der Religion und der damit zusammenhängenden Lebensgebiete das Wissenswerte darbietet, unterrichtet es zugleich in lichtvoller Weise über den Stand der wissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten der Religionsgeschichte und des religiösen Lebens. Es gibt kein zweites Hilfsmittel der Neuzeit, in dem das überaus reiche und in unübersehbaren Veröffentlichungen zerstreute Material der religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Forschung, wie es die letzten Jahre zusammengebracht haben, in gleich einheitlicher und umfassender Weise der Allgemeinheit zugängig gemacht wird, und wird nicht so bald ein zweites geben.

Auf Einzelheiten einzugehen, muß ich mir bis nach Weihnachten versagen, wie ich auch heute kleine kritische Bemerkungen unterdrücke. Alles in Allem: wir bekommen ein Werk, das eine schmerzlich empfundene Lücke auszufüllen berufen scheint, ein Werk, das der Wissenschaft wie der Praxis, dem theologischen Forscher wie dem religiös interessierten Laien bald unentbehrlich sein wird, und dies weit hinaus über die Grenzen unserer heimatlichen Kirche wie unseres engeren Vaterlandes.

Christian Balzer

Weihnachtsfeier in unsrer Sonntagsschule. Zusammengestellt von Hedwig Andrae. Neumünster, G. Ihloff u. Co. 24 S. 25 Pfg., bei 20 Stück 20 Pfg.

Weihnachtsgespräch. Von Pfarrer Paul Bruns. Straßburg, Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft. 16 S. 15 Pfg.

1. Die „Weihnachtsfeier" ist für Sonntagsschule und Kinder-Gottesdienst wohlgeeignet. Beginnend mit dem seit einigen Jahren bei uns eingeführten, rasch ungemein beliebt gewordenen „Fröhliche Weihnacht überall" führt sie durch liebe, alte Kinder- und Volkslieder, wechselnd mit Gesprächen und Versen, die im allgemeinen dem kindlichen Verständnis und Empfinden gut angepaßt sind, auf den Höhepunkt der Weihnachtsfreude, die in dem alten, herrlichen Kreuzfahrerlied „Schönster Herr Jesu" so schön ausklingt, daß es der sich daranschließenden Verse und Schlußworte kaum mehr bedurft hätte.

2. Für Jünglings-, Lehrlings- und Arbeiter-Vereine empfiehlt sich das bei der Weihnachtsfeier des Evangelischen Männervereins in Kronenburg 1906 aufgeführte „Weihnachtsgespräch". Das Zeitlose, Unvergängliche, Innerliche der echten Weihnachtsfreude kommt in den Gesprächen der Hirten zum Ausdruck, von denen jeder einen ausgeprägten Typus darstellt: alle, die jungen Feuerköpfe mit dem Herzen voll Zweifel und Sehnsucht und die ruhigeren Alten könnten ebensogut heute leben. Allen widerfährt die große Freude, — Jedem auf seine besondere Weise. Und sie werden sie weitertragen: „Jeder in seiner Sprache." Das gibt dem Gespräch Gegenwartswert und wird ihm viele Freunde verschaffen. Die überaus schlichte dekorative Ausstattung erleichtert und ermöglicht die Aufführung überall sehr.

Th Köstlin

Ein deutsches Weihnachtskrippenspiel aus Liedern und Spielen des Volkes, zusammengestellt und bearbeitet von Erwin Degen. Karlsruhe, J. J. Reiff. 3 Mk.

Aus dem reichen Schatz mittelalterlicher Weihnachtspoesie, den deutscher Sammler- und Forscherfleiß wieder zu Tage gefördert hat, gibt hier der Verfasser eine Auswahl des musikalisch und dichterisch Wertvolleren, allerlei liebliche Blumen zu einem Kranze gewunden. Mit feinem Sinn hat er die einzelnen Gesänge, die zum Teil bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückreichen, zur dramatischen Aufführung in der Kirche, womöglich durch Kinder, zusammengestellt, getragen von einer einfachen Orgel- (oder Harmonium-) Begleitung mit Vor- und Nachspielen. Ein großer Teil des Textes ist zum deklamatorischen Vortrag bestimmt, so daß die Gesänge darauf die musikalische Bestätigung bilden und die Stimmung ausklingen lassen. Besonders in Landgemeinden, wo noch ein kindlicher Geist auch unter den Erwachsenen sich findet, wird dieses Krippenspiel viel Freude machen.

(Ob freilich die Ausmalung der biblischen Weihnachtslegende, wie sie in diesen einer längst entschwundenen Zeit entstammenden Weihnachtsspielen geboten wird, noch unserem heutigen Denken und Empfinden entspricht? ob uns Verse noch erbauen und zur Andacht stimmen können, wie die folgenden:

O Kind, du wahrer Gottessohn!
O Kripp, o Salomonis Thron,
O Stall, o schönes Paradeis,
O Stroh, wie Rosen rot und weiß!

oder wenn Maria zu Joseph spricht:

Josef, geh hin, ein Licht anzünd!
Was ich dir sag, verricht geschwind.
Schlag auf ein kleines Feuerlein
Und koch dem Kind ein Breielein.

Ob die Verkündigung der unbefleckten Empfängnis, die den Anfang bildet, für die Kinder von heute noch als unentbehrliches Glied in der Weihnachtsgeschichte zu betrachten ist? Ob nicht eine würdigere, poesievollere, dem Geist unserer Zeit besser entsprechende populäre Darstellung des Eintritts unseres Heilands in die Welt möglich wäre — das ist eine Frage, wohl der Erwägung wert.)

A Sch

Festspiele für Schulen und Vereine. Herausgegeben von Franz A. Kumm, Kgl. Musikdirektor. Berlin-Großlichterfelde, Chr. Fr. Vieweg. 1. Weihnacht. Ein Festspiel für Deklamation, Wechselgespräch und Chorgesang. 2. Weihnachtsfreuden. Von demselben. 3. Die schönste Zeit. Ein Weihnachtsfestspiel für unsre Kleinen für Deklamation, Wechselgespräch und Chorgesang. 4. Biblische Weihnachtsfeier. Für Deklamation, Wechselgespräch und Chorgesänge zum Gebrauch in Kirche, Schule und in Vereinen.

Diese Hefte eröffnen, wie das Vorwort besagt, eine Reihe von Festspielen für Anlässe verschiedener Art: Kaisers Geburtstag, Elternabende usw. Sie sind ausschließlich dem Weihnachtsfeste gewidmet. Weihnachtslieder, zum Teil für zwei- oder dreistimmigen Kinderchor, im Wechsel mit Deklamationen führen vom Felde bei Bethlehem zur Krippe und schließlich wieder in die Gegenwart unter den Christbaum, — zum Schluß in einer kurz und einfach gedachten Ansprache gipfelnd, die wiederum in den Vers eines Weihnachtsliedes ausklingt und alle zu gemeinsamem Gesang sammelt.

Sind 1 und 2 mehr für größere Kinder, oder Gemeindeabende, Vereine usw. bestimmt, so wendet sich 3 mit den lieben, alten Kinderliedern an die Kleinen in Kindergottesdienst, Kindergarten usw.; 4 empfiehlt sich mehr für rein kirchliche Zwecke, besonders für den Kinder- oder Jugend-Gottesdienst. Th Köstlin

Zwölf alte deutsche Volksweihnachtslieder für zwei Singstimmen und Klavier (ad lib.) bearbeitet von G. Winter op. 57. Düsseldorf, L. Schwann 1909. Preis der Partitur 1,60 Mk., des Textbüchleins 20 Pfg.

Es sind zum größten Teil österreichische und bayerische Volkslieder, eine kindlich heitere Illustration der Weihnachtslegende, leicht sangbar, auch für Kinderstimmen. Die harmonische Unterlage bildet ein guter Klaviersatz, der den schlichten Weisen da und dort etwas mehr musikalischen Gehalt verleiht. „Lustig", wie die beiden letzten Lieder überschrieben sind, klingen fast alle, etwas Ernsteres ist nicht in der Sammlung zu finden. A Sch

Das fröhliche Buch. Von Ferdinand Avenarius. München, Callwey 1909. 424 S. Gebunden 4 Mark.

Dieses Geschwister vom „Hausbuch deutscher Lyrik" und „Balladenbuch" übertrifft noch unsere günstigen Vorurteile durch den Reichtum edelsten Humors im Wort und Bild, mit dem es, wie das Vorwort sagt, vom närrischen Spaß bis zur monumentalen Größe „den ganzen Kreis der Schöpfung" ausschreitet und helles Lachen wie behagliches Sinnen, Uebermut wie stilles Glück in uns auslöst. Den Humor als Befreier, Beglücker und Seelsorger gibt „das fröhliche Buch". Wer sich Freunde machen will, empfehle es weiter.

Gerhard Heine

Aus klaren Quellen. Bücher des Lebens und der Freude. Stuttgart, Verlag der Evangelischen Gesellschaft 1910. Jeder Band 150—160 S., gebunden 2,50 Mk.

Von dieser neuen Sammlung liegen mir drei Bände vor. Erwin Gros entwickelt unter dem Richtung gebenden Titel „Vom Jungbrunnen der Freude" eine Weltanschauung lebensbejahenden, freudigen Christentums, klar, feinsinnig und warm, aber ohne das Gepräge besonderer Eigenart; eine Sonntagslektüre für junge Menschen. Bartels „Der Väter Erbe" wählt aus der Prosa von 1750 bis 1850 Stücke meist erzählender Art aus. Die Einheitlichkeit der Sammlung leidet unter der Zwiespältigkeit der Absicht, einmal der historischen, die Entwicklung in jenem Zeitraum zu zeigen (Geßner, Justus Möser, Jung-Stilling, Pestalozzi beginnen), sodann der pädagogisch-ethischen, „auf junge Mädchen tiefern Eindruck zu machen". Daß Goethes „Novelle" „in gewissem Betracht für die gesamte Goethische Dichtung stehen" könne, ist eine überraschende Behauptung. Theodor Klaiber sammelt „Frauenbriefe aus drei Jahrhunderten". Von Liselotte bis Annette von Droste-Hülshoff sind zehn bekannte Namen vertreten, von denen Charlotte von Schiller den breitesten Raum einnimmt. Ueber die Auswahl im Einzelnen läßt sich streiten, doch bietet die Sammlung auf jeden Fall viel Wertvolles; auch die knappen Einleitungen sind lebensvoll charakterisierend. Gerhard Heine

Cottasche Handbibliothek. Nr. 158. Auerbach. Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg. 172 S. 75 Pfg. Nr. 159. Derselbe, Ivo, der Hajrle. 142 S. 60 Pfg. Nr. 160. Riehl, Meister Martin Hildebrand. 64 S. 30 Pfg.

Diese rühmlichst bekannte Sammlung bringt unter ihren billigen Ausgaben auch solche, deren Nachdruck noch nicht freigegeben ist, wie z. B. Keller und Fontane. Dazu gehören auch Auerbach und Riehl. Höheren Ansprüchen an den Druck genügt allerdings von obigen Bänden nur Nr. 160. G H

Der getreue Kleist. Roman von Paul Schreckenbach. Leipzig, L. Staackmann 1910. 340 S. 4, gebunden 5 Mk.

Der Verfasser ist bekannt geworden durch seinen Roman „Der böse Baron von Krosigk", der zugleich mit der Schilderung eines leidenschaftlichen Patrioten die Zeit von 1806—13 wach ruft. Auch dieser Roman vereinigt wieder das Biographische (Ewald von Kleist) und das Kulturgeschichtliche (besonders die nationale und literarische Atmosphäre Friedrichs des Großen, sowie Gleims und Lessings). So ist ein persönlich belebtes Kulturbild entstanden, an dem freilich — wie schon bei jenem ersten Roman — edle Gesinnung, gründliche Kenntnis der Zeit und Liebe zum Stoff größeren Anteil haben als dichterische Phantasie und bildende Kraft. Das Eisfest in Deutsch-Krone um 1730 mit den schlittschuhlaufenden Bürgermädchen hat der Autor wohl reichlich ein Jahrhundert zu früh veranstaltet.

Gerhard Heine

Gute Nacht. Hinterlassene Gedichte. **Letzte Ernte.** Hinterlassene Novellen. Von Detlev von Liliencron. Berlin, Schuster und Löffler 1909. 147 und 150 Seiten, je 4, gebunden 5 Mk.

Zwei Nachlaßbände des Vielgeliebten! Die Novellen zeigen wieder, daß Liliencrons Begabung nicht auf dem Gebiete der eigentlichen Novelle lag; aber auch die Gedichte sind als Ganzes nicht seinem Größten gleichwertig, doch sind sie fast überall mit seinem Stempel versehen und uns darum lieb: impressionistische, freischaltende Willkür, eigenmächtige Selbständigkeit, Wirklichkeitsblitze und Aldebaranspantasie, soldatisch und vaterländisch, naturinnig und chronikkundig, lebenskräftig über Pessimismus sich hinaushebend, ohne ihn zu überwinden, zunehmende Reflexion, zwischendurch überraschend einiges Evangelisch-Lutherische, das Ganze persönlich und blutvoll, der Abschiedsgruß eines Toten, der ein ewig Junger zu sein schien. Gerhard Heine

Von solchen, die zur Seite stehen. Von E. Müllenhoff. Stuttgart, Verlag der Evangelischen Gesellschaft 1910. 168 S. 2,50 Mk.

Die Bücher von Emma Müllenhoff bedürfen keiner Worte. Sie sprechen selbst, nein sie klingen. Eine tiefe, starke, eigene Melodie webt darin, und wer ihr gelauscht hat, findet keine Worte: nur Dank und tiefe Freude darüber, daß wir eine Künstlerin haben, die solches schaut und das Geschaute so zum Klingen bringt, so tief, klar und rein. Und bei der zarten Linienführung, dem leisen Klang der Worte, wieder diese Klarheit und Lebenswahrheit: die Gestalten leben alle, wir sehen sie und stehen mit ihnen auf ihrem Heimatboden, atmen dieselbe Luft mit ihnen, — wer seine Heimat mit wenigen Strichen dem Fernsten so nahe bringen kann, muß sie tief im Herzen tragen. „Von solchen, die zur Seite stehen" vernehmen wir, seitab den Zentren, wo der Tageslärm „den Strom, der durch die Seelen fließt", übertäubt. Von stillen Menschen, in der Stille groß und tapfer, „durch Armut unermeßlich reich", weil ihr Leben aus klaren Quellen fließt. Die zarte, kleine Annaluise mit ihrer schönheitfrohen Seele, die „Kindjesfru" mit ihrer heiliggroßen Mutterliebe — sie leben in der Enge ein reiches, starkes — ein ganzes Leben.

Wie ein Geigenton, der von heiligem Leid, von tiefer Liebe und stiller Schönheit singt und leis im Abendduft verschwebt, zieht die letzte Erzählung an uns vorüber. Auf ihr liegt der Duft einer Stormschen Novelle. Viel Schönes hat uns E. Müllenhoff schon geschenkt. Dies Buch ist das Reifste, Schönste. Wo es hinkommt, wird es Dank und Freude wecken. Therese Köstlin

Aus des Tannenwalds Kinderstube. Von Sophie Reinheimer. Schmuck des Buches von Richard Grimm-Sachsenberg. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe 1909. 124 S. Geb. 3 Mk.

Ein reiches, feines Weihnachtsbuch. Gesunder Wirklichkeitssinn, plastische Gestaltungskraft und ein Hauch aus dem Märchenwalde — wo die drei zusammenkommen, muß etwas Vollkommenes entstehen. Die Kinder lesen nicht nur, sie schauen und erleben. Sie treten durch weitoffene Tore mitten in das Land der Schönheit hinein, die vom Blütenbaum grüßt, im Bach und am Wolkenhimmel glänzt und die Dinge beseelt, von der Prinzessin Birke bis zum klugen, kleinen Milchkännchen. Der feine Buchschmuck von Grimm-Sachsenberg ist dem Text prächtig angepaßt und vollendet den Eindruck eines geschlossenen, kleinen Kunstwerks. Therese Köstlin

Ludwig Richters Volkskunst. Sein Holzschnitt vom Keim bis zur Blüte in planmäßiger Auswahl zusammengestellt und erläutert von Karl Budde. Leipzig, Georg Wigand. 142 S. 4°. 2,40, gebunden 3,50 Mk.

Unsere Leser wissen durch Nr. 45 von dem Erscheinen dieses Holzschnittwerkes Ludwig Richters. Das erste Zehntausend ist inzwischen ausgegangen, und schon ist das zweite unterwegs. Sinn und Art des Werkes hat der Herausgeber uns geschildert. Aber die Selbstanzeige soll noch ein Echo finden. Und das soll der Ausdruck der Zuversicht sein, daß kein Haus, in das die Christliche Welt kommt, sich die Freude dieses Reichtums entgehen lassen wird. Ueber vierhundert Ludwig Richter für 2 Mark 40. Wie gerne schenkt man das und nimmt es geschenkt. R

Der Buchwart. Eine literarische Rundschau für das deutsche Haus. 1909. Heilbronn, Eugen Salzer. 162 S.

Unter allen Weihnachtskatalogen derjenige, der uns am nächsten angeht. Man verlange ihn in den Buchhandlungen. R

Kleine Mitteilungen. Nachdem wir heute ein Mitglied der Generalsynode gehört haben, wird der Herausgeber auf das Lehrgesetz in nächster Nummer noch einmal zurückkommen.

Der Aufsatz über Düsseldorf wird sich noch durch zwei, drei Nummern fortsetzen; vor Weihnachten ist für irgendwelche etwaige Erwiderung kein Raum.

In der Neuen Hamburger Zeitung hat Herr Dr. Adolf Köster, der als Gast unsrer Eisenacher Tagung beiwohnte, seiner journalistischen Laune die Zügel schießen lassen und ein Feuilleton über unsre Zusammenkunft verbrochen. „Wir sitzen hinter der Säule." Wäre er doch nicht hinter der Säule sitzen geblieben! So ists ihm übel gelungen, uns den Puls zu fühlen.

Ein Berginvalide in Borbeck, der sich mit einer Eingabe an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz gewendet hatte, erhielt — wie wir der Kölnischen Volkszeitung entnehmen — seinen Bescheid unter der Adresse: An den Bergbettelmann u. s. w. (Dazu auf dem Umschlag der Vermerk für amtliche Portofreiheit und „Königl. Preußischer Oberpräsident.") Natürlich grober Unfug eines Unterbeamten. Aber in welch eine Gesinnung schaut man da hinein! R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussions-Abende. Donnerstag 9. Dezember in der Aula des ehem. Friedrich-Werderschen Gymnasiums Dorotheenstraße 13/14: Kunst und Ethik. Pfarrer A. Boehm.

Breslau. Freitag 26. November 8 1/4 Uhr im Hause der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultrr Matthiaskunst: Offenbarungsglaube. D. Wobbermin.

Chemnitz. Dienstag 7. Dezember: Wie kommen wir zur Gewißheit über Gott? Gymnasialoberlehrer Dr. Wauer-Plauen.

Dresden. Mittwoch 1. Dezember 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Christus in der neuesten sozialdemokratischen Literatur. Klepl.

Gießen. Montag 29. November 8 1/2 Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Religion und Moral. Rade.

Görlitz. Donnerstag 25. November 8 Uhr Hotel zur Krone (Obermarkt): Pantheismus und christlicher Gottesglaube. Pastor Treu-Glogau.

Halle. (Vereinigung Halle-Stadt) Freitag 3. Dezember 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstraße: Was wissen wir von Jesus?

Leipzig. **Montag** 29. November (**nicht** Dienstag 30.) 8 Uhr bei Kitzing und Helbig Petersstraße, Passagensaal: Das Abendmahl. Gottfried Naumann.

Marburg. Dienstag 30. November 8 1/2 Uhr im Ritter: Zur Psychologie des Verbrechertums. Fritz Philippi.

Marienburg. (Ev.-wiss. Ver. v. W. Pr.) Mittwoch 1. Dezember 4 Uhr im Kgl. Gymnasium: Das Alte Testament und die Mythologie. Prof. D. Löhr.

Pfarrstelle in Tokio-Yokohama

Die Pfarrstelle der Evangelischen deutsch-schweizerischen Gemeinde **Tokio-Yokohama** ist umgehend, am besten durch einen unverheirateten Prediger, zu besetzen. Bereitwilligkeit zum Missionsdienst erwünscht. Gehalt 4000 Mk. und Wohnung. Meldungen sind möglichst bald an den **Großh Sächsischen Kirchenrat in Weimar** zu richten.

Der Allg. Ev. Prot. Missionsverein

i. A.: Lic. theol. Witte, Missionsinspektor

Hilfsprediger

oder Kandidat mit bestandenem zweiten Examen wird **sofort** oder möglichst bald gesucht. Gehalt 1800 Mk. jährlich und ca. 200 Mk. Nebeneinnahmen. Bewerbungen, Zeugnisse und Anfragen an Pfarrer **Behrend, Frankfurt a. O.**

Lina Barth

Christian Brandt

Vikar

Verlobte

Hoerdt **Straßburg i. E.**

November 1909

Allen Stotternden!

Sichere Selbsthilfe denen, die keinen organischen Fehler haben. — Ich als ehemal. stark Stotternde gebe Mitteilung, wie leicht ich mich selbst gründlich von dem schlimmen Sprachübel dauernd befreite Dank- und Anerkennungs-Schreiben stehen zur Verfügung.

Anfragen an die Privatlehrerin für Stotternde **Bad Kösen** i. Thür. Rudelsburg-Promenade 2, I.

Naturfreunde

erhalten auf Verlangen das reich-illustr. Bücherverzeichnis über die „Naturwissenschaftlichen Wegweiser“ sowie eine Serie illustr. Postkarten durch den Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart 54

umsonst u. portofrei.

Dame, Ende 20, in **Haushalt** und **Kindererziehung** erfahren, sucht ab Ostern selbständigen Wirkungskreis in größerer Arzt- Pfarrfamilie, Kindererholungsstätte oder Sanatorium. Mittel- oder Süddeutschland bevorzugt. Briefe erbeten unter V H an den Verlag der Christlichen Welt.

Lehrerin wünscht eine **Kirchengeschichte** des Mittelalters, sowie Schriften der bedeutendsten Mystiker (Eckhart, Suso) **antiquarisch** zu kaufen oder gegen Gebühr auf längere Zeit zu leihen. Offerten unter **H I 400** durch die Expedition des Blattes.

Lic. Dr. **Friedrich Rittelmeyer** hat eine Gabe dem Pfarrerstand gewidmet, wie sie selten gemacht wurde, ein Buch, das unter dem Titel

Der Pfarrer

340 Aphorismen über Erlebtes und Erstrebtes enthält, und bei **Heinrich Kerler**, Verlags-Conto, **Ulm**, erschienen ist. (2 1/2 Mk. geb.) Von dems. Verfasser seien empfohlen: **Nietzsche** und die Religion. (1 Mk. 80 Pfg), **Tolstois** religiöse Weltanschauung. (2 Mk.)

Cecilienschule zu Bielefeld

stiftische evangelische höhere Mädchenschule

verbunden mit

1. **Studienanstalt,** realgymnasialen Charakters (Schulgeld 200 Mk.; **kleine** Klassen; eröffnet Ostern 1910 die dritte Klasse: Untersekunda);
2. **höherem Lehrerinnenseminar** (Schulgeld 154 Mk.);
3. **Frauenschule** (Schulgeld 154 Mk.).

Mit der Anstalt sind zwei Internate (Pension 600 Mk.) für auswärtige Schülerinnen verbunden.

Meldungen sind zu richten an die Leiterin der Anstalt

Fräulein F. Langelütke.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Soeben ist erschienen:

Das Johannes-Evangelium

als Quelle der Geschichte Jesu

von **Friedrich Spitta**

XLVII, 466 S. Lex. 8°. 15 Mk. In starkem Leinband 16 Mk.

Die Arbeiten von Wellhausen und Schwartz, mit denen Verfasser sich eingehend auseinandergesetzt hat, sind die Veranlassung zur Herausgabe des Werkes gewesen.

Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn

Soeben ist erschienen:

Toni Harten-Hoencke, Zur großen Frage: „Mann und Weib“. Brosch. Mk. 1.—, kart. 1,50.

Wer den Aufsatz der Verf. in Nr. 8 der Christl. Welt gelesen hat, wird jedenfalls diese klaren Ausführungen ebenfalls kennen lernen wollen.

Heinrich Lhotzky, Leben. Ein Blatt für denkende Menschen V. Bd. geb. in Goldschnitt Mk. 4.50.

Pfr. Lic. Traub sagt in einer längeren Besprechung über das „Leben“: „Das Ganze ist etwas für nachdenkliche, wollende Menschen.“ An diese möchte sich der Verlag mit dieser Anzeige wenden, ob solche sich nicht das Buch auf den Weihnachtstisch legen lassen wollen.

Reich illustrierter

Verlagskatalog

Geschichte / Religion / Philosophie
Pädagogik / Naturwissenschaften usw.
im Umfange von 212 S. mit 6 Tafeln

unberechnet und postfrei

Quelle & Meyer

LEIPZIG · Liebigstr. 6

Soeben erschien:

Noris 1910

Jahrbuch für protestantische Kultur

Herausg.: Dr. Pöhlmann-Nürnberg. Verl.: Friedr. Korn-Nürnberg

Inhalt: **Das religiöse Problem** (A. Pauli Mainberg) — **H. Hegel in Nürnberg** (Dr. Geyer Nürnberg) — **Künstlerische Wahrheit** (Dr. Rée-Nürnberg) — **Johannes Müller und Rudolf Eucken** (Dr. Pöhlmann-Nürnberg) — **Vom Jugendgericht** (Landgerichtsdirektor Rohmer-Nürnberg) — **Gedanken eines Laien über den Religionsunterricht** am humanistischen Gymnasium (Dr. Schott-Regensburg) — **Junge Leute,** Material zur **Jugendpsychologie** — **Die zehn Gebote** (Dr. Pöhlmann) — **J. C. K. Hofmann und der Liberalismus** (Dr. Siegmund Günther-München) — **Der Erlanger Theologe Johannes von Hofmann** (Dr. Wapler-Stolp) — **Kalvin und die protestantische Kultur** (Th. Lang-Nürnberg) — **Volksfeste** (Dr. Pöhlmann) — **Eine Statistik über die volkstümlichen Hochschulkurse** in Nürnberg 1908 (A. Stahl) — **Und die Wasser stiegen; Großstadtfriedhof** (Olga Pöhlmann-Nürnberg) — **Chronik.**

Preis: elegant geheftet Mk. 2.—, schön gebunden Mk. 2.50.

Verlag der Friedr. Kornschen Buchhandlung Nürnberg

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Morgenandachten dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen. J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Schriften zum Kampf um die Weltanschauung:

Rudolf Eucken: Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart. Dritte, verb. u. erweiterte Auflage. Geb. Mk. 3.20. Inhalt: 1. Die seelische Begründung der Religion. — 2. Religion und Geschichte. — 3. Das Wesen des Christentums. — 4. Der Kampf der Gegenwart um das Christentum.

„— — sollten alle wahrheitssuchenden Gebildeten lesen; die außerordentliche Kraft und Tiefe, mit welcher dieser Philosoph die allgemeinen Wahrheitsgedanken des Christentums erfaßt und darlegt, wird stärkend und klärend wirken." [Lit. Rundschau XVIII, 8.]

Friedrich Paulsen: Philosophia militans. Gegen Klerikalismus und Naturalismus. Dritte und vierte durchges. u. vermehrte Auflage. Geb. Mk. 3.—.

„Nicht ohne Wehmut wird der Leser diese schöne Sammlung von Aufsätzen des vor kurzem verstorbenen geistvollen Schriftstellers und Gelehrten aus der Hand legen. Sind sie doch ganz besonders geeignet, die Vorzüge seiner Darstellung, die edle Harmonie seiner Persönlichkeit und insbesondere die Bedeutung seines Wirkens für die geistigen Kämpfe unserer Zeit zu vergegenwärtigen." [Th. Elsenhans in Theol. Lit.-Ztg. 1909, 3.]

Erich Adickes: Kant contra Haeckel. Für den Entwicklungsgedanken — gegen naturwissenschaftlichen Dogmatismus. 2., verm. u. verb. Aufl. Geb. Mk. 3.00.

„Die beste und umfassendste der durch Haeckels Welträtsel hervorgerufenen Schriften. Für eine philos. Erörterung sehr lesbar." [Christl. Welt XIV, 52]

Hans Vaihinger: Nietzsche als Philosoph. Dritte vermehrte und erweiterte Auflage. Geb. Mk. 1.60.

„Fein beobachtet ist der Einfluß, den Nietzsche's Standpunkt als klass. Philologe oder genauer der „Renaissance-Humanist" auf die Bildung seiner Urteile namentlich über das Christentum geübt hat. — Zur Einführung in Nietzsche's Philosophie in hervorragendem Maße geeignet." [O. Ritschl in Zeitschr. f. Phil. u. phil. Kritik Bd. 127.]

Ernste Gaben für Erzieher im weitesten Sinne:

Wilhelm Münch: Jean Paul, der Verfasser der Levana. Geb. Mk. 3.60. [R. Lehmann, Die großen Erzieher I. Bd.]

„Mit zu dem Besten. was über Jean Paul geschrieben worden ist, gehört das Buch von Münch." [Lit. Handweiser 1908, 21.]

Otto Willmann: Aristoteles als Pädagog und Didaktiker. Geb. Mk. 3.60. [R. Lehmann, Die großen Erzieher II.]

„Niemand, der sich ernsthaft mit der geschichtlichen Entwicklung der pädag. Prinzipien beschäftigt, wird in Zukunft vor W.'s **meisterhaftem Buche** vorübergehen dürfen." [A. Buchenau, Frankf. Ztg. 1909, 31. X.]

Fritz Medicus: J. G. Fichte. Dreizehn Vorlesungen. Geb. Mk. 3.80.

„— Durchweg getragen von einem großen Ernst des Wahrheitsstrebens, von einer mannhaften, offenen und ehrlichen Gesinnung; eine vortreffliche Einführung in die Gedankenwelt eines Denkers, über dessen Bedeutung für die philos. Arbeit der Gegenwart sich streiten läßt, **dessen gesamtes Wirken und Sein aber zu den bleibenden Schätzen unseres Volkes, ja der Menschheit gehört.**" [R. Eucken, Kantstudien XI, 3.]

Eduard Spranger: Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee. Mk. 8.50, geb. Mk. 10.—.

„— das beste und dauerndste Denkmal, das dem Andenken eines solchen Mannes errichtet werden konnte, und für jeden unentbehrlich, der in gleicher Weise Humboldts Leben und Genie kennen lernen möchte." [Prof. N. Festa in la Cultura XXVIII, Apr.]

Ein Sammelbd. von 455 Seiten — **Anna Schieber:** — **Eleg. gebunden M. 4.50**

Allerlei Kraut und Unkraut

Gesammelte Bilder und Geschichten für große und kleine Leute

Es war lange der Wunsch, die in der **Sonntagsbibliothek** erschienenen Erzählungen von **Anna Schieber** möchten in einem hübschen Geschenksbande vereinigt und ihnen damit der Eingang in viele Häuser erschlossen werden, wohin die kleinen, einfachen Bändchen der Sonntagsbibliothek nicht kommen.

Dora Schlatter schreibt darüber:

Anna Schieber versteht es in besonderer Weise, den Leser in die eigene, warme, sonnige Lebensauffassung hineinzuziehen und ihm etwas von ihrem Herzen mitzugeben. Sie will alle zu Leuten machen, „die einen offenen Blick fürs Leben haben, die immer überall, an Sonnen- und Regentagen etwas zu erleben wissen, denen nichts zu geringfügig und unscheinbar ist, sich daran zu freuen, die am schlichtesten Leben verborgene Schönheiten herausfinden."

Wie man das macht und lernt, zeigt uns dies Buch in herziger Weise und man merkt, wie einem das Herz reich wird dabei, und sagt der Dichterin immer wieder im Stillen: Danke vielmals.

Von derselben Verfasserin erschien früher:

Sonnenhunger. Geschichten von der Schattenseite. 3. u. 4. Auflage (5.—8. Tausend). In Leinwand gebunden M. 2.40.

Herzerfrischende, schlichte und starke Geschichten sind das. Humor und echtes Christentum steckt drin, wie das Motto richtig andeutet: „Und mags auch dich nicht nennen, doch ists von dir belebt". Gesunde Kost für gesunde Seelen oder solche, die es werden wollen.

Pastor **Samuel Keller** in **„Auf Dein Wort"**

Verlag von D. Gundert in Stuttgart

Neuer Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Jesus und die Menschen seiner Zeit. Bilder aus Jesu Leben für unsere Tage. Hrsg. v. **Paul Cremer.** 6 M., geb. 7 M.

Inhalt: Jesus und der Täufer, die Heimatgenossen, Verwandten, Parteien, Jünger, Armen, Kranken, Gefallenen, Kinder, Heiden.

Feinsinnige Betrachtungen zur Beachtung für Geistliche und Laien.

Von demselben Herausgeber erschien im Vorjahr:

Soldaten der Bibel. Von Pfarrer **L. Reinicke.** 2 M., geb. 2,80 M.

Einzigartig und beachtenswert!

Altchristliche Sagen über das Leben Jesu und der Apostel. Mit Anhang: **Jüdische Sagen über das Leben Jesu.** Auf Grund der apokryphischen Evangelien und Apostelgeschichte und dem Talmud dargest. von **Ludw. Conard.** 2 M., geb. 2,80 M.

Die Lektüre dieses fesselnd geschriebenen Buches ist für Jedermann interessant.

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu sechs literarische Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg (Aus Gottes Werkstatt u. A.); C H Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München (Oskar Jäger, Deutsche Geschichte u. A.); Dörffling und Franke in Leipzig (Evangelium für jeden Tag); J Engelhorn in Stuttgart (Lebensbücher von Trine u. A.); B G Teubner in Leipzig (Schaffen und Schauen); E Angleich in Leipzig (Gute Bücher für das deutsche Haus)